Leben

Dom Armand Johann's le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Klosters la Trappe.

Zweiter Theil.

Rancé dachte an sonst nichts, als seine Reform in Gang zu bringen, als er zu einem Generalkapitel des Cistercienserordens berufen wurde. Die Aebte von der stricten Observanz baten Rancé inständig, daran Theil zu nehmen; denn es war voraus zu sehen, daß dabey wichtige Verhandlungen vorkommen würden. Er litt gerade an einem starken Husten und Schnupfen, doch da er sein Leben gering schätzte, wenn es das gemeine Wohl galt, so machte er sich auf den Weg. Aber die Hitze und ein heftiger Wind vermehrten sein Uebel so sehr, daß er auf einem Dorfe, sieben Stunden von la Trappe, liegen bleiben mußte, so daß ihm nichts übrig blieb, als von da nach seinem Kloster zurück zu kehren. Von hier aus erließ er an den nunmehrigen Abt von Cisteaux, Dom Lozin, unterm 5ten May 1672, ein Schreiben, worin er sein Bedauren äußerte, daß er der erhaltenen Einladung kein Genüge leisten könne, zugleich aber frei-

müthig seine Meinung über das eröfnet, was er glaube, das zum Besten des Ordens geschehen könne. Er erinnert den Abt an seine Verpflichtung, die eingeschlichenen Misbräuche abzustellen, und auf die genauere Beobachtung der Benedictinerregel zu dringen, denn er setzt voraus, daß Dom Lozin Eifer genug besitze, den Orden nicht in dem Zustande zu lassen, worin er ihn gefunden habe. Darin irrte er sich aber sehr. Der neue Abt von Cisteaux war der stricten Observanz von je her zuwider gewesen, und blieb es auch beständig.

In dem Generalkapitel suchte Dom Lozin solche Dinge durchzusetzen, daß alle Aebte der stricten Observanz, und einer der vornehmsten Aebte des Ordens, sich verbunden hielten, dagegen zu protestiren, und das Kapitel zu verlassen. Demoherachtet fuhr er in den Verhandlungen fort. Um doch aber wenigstens den Schein für sich zu haben, so hielt er hierzu für das beste Mittel, seine große Hochachtung für den Abt Rancé so öffentlich zu bezeigen, daß man nothwendig daraus schließen müsse, er sey der Reform geneigt. Er brachte es also während der Fortsetzung des Kapitels dahin, daß Rancé zum Generalvikar und Visitator der Klöster in der Nor-

mandie, Maine, Bretagne und den angrenzenden Provinzen ernannt wurde, und hierauf übersandte er ihm die Bestallung mit einem verbindlichen Schreiben.

Schon Rancé's Demuth, Liebe zur Einsamkeit und Anhänglichkeit an seine Brüder, wären zu jeder Zeit hinreichend gewesen, diese ihm von dem Abte von Cisteaux zugedachte Ehre auszuschlagen; aber eine Bestallung von einem Generalkapitel anzunehmen, das alle Aebte der strengen Observanz, und vier der vornehmsten des Ordens, nicht für legitim erkannt hatten: dieß konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Er schrieb daher in zwar ehrerbietigen, aber doch starken Ausdrücken an den Abt von Cisteaux, und erinnerte ihn an sein Betragen beym letzten Generalkapitel, wo er dem Breve Alexanders VII. entgegen gehandelt, und alles mögliche gethan habe, die stricte Observanz, an deren Erhaltung dem ganzen Orden so viel gelegen sey, umzustürzen. Rancé stellt ihm hierauf vor, daß es ihm dereinst gereuen, und Gott deßhalb Rechenschaft von ihm fordern werde, und schließt mit folgenden Worten: „So lange ich überzeugt seyn werde, wie ich es bin, daß die Sache der stricten

Observanz die Sache Gottes sey, werde ich mich von ihr nicht trennen, noch das thun, was Sie mir im gegenwärtigen Falle vorschreiben, die Bestallung als Visitator und Generalvikar, die Sie mir übersenden, anzunehmen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich schmerzt, daß Gott Ihnen keine andre Gedanken und Absichten in Ansehung unsrer Observanz erlaubt hat. Ich bin versichert, wenn Sie sie einer bessern Behandlung werth gehalten hätten, so würde Gott mehr verherrlichet worden seyn, und Sie selbst bey meinen Mitbrüdern mehr Treue, Unterstützung und Trost gefunden haben, als bey dem übrigen ganzen Orden. Was für Folgen indessen auch daraus entstehen mögen, so bitte ich gehorsamst, sich versichert zu halten, daß ich alle mögliche Achtung und Rücksicht für Ihre Person haben, und ihnen zu beweisen mich bemühen werde, daß bloß die Furcht, Gott zu mißfallen, mir die Nothwendigkeit auflegt, so zu handeln, und daß nichts im Stande sey, in meinem Herzen das Verlangen auszulöschen, Ihnen durch meine Dienste und Folgsamkeit in allen Fällen, wo mein Gewissen es erlaubt, zu beweisen, wie sehr ich sey ꝛc.

Dieses Schreiben hatte weiter keinen Erfolg, als daß es den Abt von Citeaux überzeugte, daß er den Abt Rancé zu nichts werde bringen können. Je mehr man sich bemühete, die stricte Observanz umzustürzen, desto eifriger suchte er sie in seinem Kloster recht fest zu gründen. Um jede Erinnerung an das darin zuvor geführte luckere Leben zu vertilgen, ließ er um diese Zeit einen Taubenpfeiler nieder reißen, den man vormals im Klosterhofe erbaut hatte. Dadurch wollte er zugleich verhindern, daß in der Folge der Zeit, der Taubenschlag nicht etwa Gelegenheit geben möchte, in Krankheitsfällen von einer Speise Gebrauch zu machen, die sich, nach seiner Meinung, weder mit der strengen Klosterzucht, noch mit dem Gelübde der Armuth vertrug.

Die Zahl derer, die sich in la Trappe zur Aufnahme meldeten, nahm dergestalt zu, daß die Klostergebäude nicht mehr hinreichten, daher der Abt sich genöthigt sah, das Refectorium zu vergrößern, und darüber noch einen Schlafsaal nebst vier und zwanzig Zellen anlegen zu lassen. Der Kloster-Convent war nun so zahlreich, und die Noth der Armen nahm täglich dergestalt zu, daß die ohnehin nicht beträchtlichen Einkünfte

von la Trappe kaum noch zureichten. Der Unterhalt der Mönche war schon so sehr beschränkt, daß an diesem unmöglich etwas erspart werden konnte; auf der andern Seite aber konnte sich Rancé auch nicht entschließen, die Unterstützung der Armen zu vermindern. In dieser Lage schien es nicht möglich, die Aufführung neuer Gebäude zu unternehmen, wenn gleich die Kosten dadurch etwas vermindert wurden, daß die Mönche selbst mit daran arbeiteten. Aber Gottes Vorsehung half in diesem dringenden Falle. Als eine fromme Person, deren Nahmen man niemals erfahren hat, von der Verlegenheit des Klosters gehört hatte, überschickte sie die Summe von zwölf Hundert Livres. Hiermit, und mit einigen andern Beyhülfen, wurde die vorhin gedachte Wohnung für 24 neue Mönche gebaut. Der Unterhalt eines Mönchs kostete jährlich nur 30 Livres, und mehr verlangte auch der Abt für sich selbst nicht. Hieraus läßt sich schließen, daß die Arbeit der Mönche vieles ersparte.

Im Junius dieses Jahrs starb Dom Jouand, Abt von Prieres, der mit Rancé in sehr enger Verbindung gestanden hatte. Bald nach seinem Tode erfuhr letzterer, die königliche Regierung

habe befohlen, daß die strenge Observanz sich an den h. Stuhl wenden solle, um ihre Streitigkeiten mit der laten Observanz schlichten zu lassen. Die Superioren der erstern ersuchten Rancé schriftlich, sich in Paris einzufinden, um mit ihnen zu überlegen, wie die Vollziehung dieses Decrets zu hintertreiben stehe. Da es hier auf Verhütung des Umsturzes der strengen Observanz ankam, so verließ er sein Kloster am 3ten August, und reisete nach Paris.

Hier wurde lange darüber berathschlagt, wie der Recurs nach Rom, der der stricten Observanz durchaus nicht zuträglich seyn konnte, zu verhindern stehen möchte. Endlich schlug Rancé vor, sich unmittelbar an den König zu wenden. Als dieß angenommen wurde, übernahm er die Entwerfung der Bittschrift, die nachher im Publicum, wegen ihrer vorzüglichen Beredsamkeit, so vieles Aufsehen gemacht hat. Der König war damals in Nancy, und der Abt von Chatillon ward gewählt, die Vorstellung des Abts Rancé, so wie die, welche die Aebte der strengen Observanz hinzu gefügt hatten, zu überreichen, und sie hatten den gehofften Erfolg. Ohne auf das Decret der Regierung Rücksicht zu nehmen,

ernannte der König eine Untersuchungs-Commission, und behielt sich die weitern Verfügungen selbst vor.

Rancé war kaum nach seinem Kloster zurück gekehrt, als die Aebte ihn von neuem dringend baten, unverweilt wieder nach Paris zu kommen. Er reisete also den 13ten November 1674 abermals dahin, allein, da er sah, daß sich hier die Verhandlungen in die Länge zogen, so kehrte er vierzehn Tage darauf nach la Trappe zurück, denn er wollte seine Brüder auch nicht auf Einen Tag unnöthiger Weise verlassen. Nach fünf oder sechs Wochen, mußte er sich indessen, auf wiederholtes Ansuchen der Aebte, nochmals nach Paris begeben. Vier Wochen brachte er hier zu, seine Freunde, deren Zahl sich täglich vermehrte, für die strenge Observanz zu interessiren; allein als er sah, daß aller Bitten ohnerachtet, die Sache so bald noch nicht würde entschieden werden, so kehrte er in seine Einsamkeit zurück.

Endlich gaben einige Zeit darauf die Commissarien den Aebten der strengen Observanz die Nachricht, daß die Sache zum Spruche reif sey, und so wurde er zum dritten Male nach Paris eingeladen. Rancé trug aber Bedenken, die

Reise zu machen, weil es gerade in der Fastenzeit, und Ostern nahe war. Doch die Aebte vermogten zwey der vornehmsten Bischöfe, an Rancé so dringend zu schreiben, daß er sich zur Abreise entschloß. Ein Aufenthalt von zwey Tagen in Paris war aber hinreichend, ihn auf eine Art, die keinen Zweifel mehr zuließ, zu überzeugen, daß die strenge Observanz ihren Proceß verlieren werde. Dieß sagte er den Aebten, und ging nach la Trappe zurück.

Dieß traf auch richtig ein. Man hatte die Commissarien überredet, daß wenn sie ein, für die stricte Observanz, günstiges Urthel fällten, die auswärtigen Aebte nicht mehr zum Generalkapitel kommen, und sich von dem Abte von Cisteaux unabhängig machen würden. Aus diesem Grunde allein erhielt letzterer alles, was er verlangt hatte. Hierbey ist es auch nachher geblieben.

Der Abt Rancé schickte sich in diesen üblen Ausgang mit seiner gewöhnlichen Ergebung in den Willen Gottes, doch schmerzte ihn dieser Erfolg um so mehr, da man ihm zugleich von mehreren Orten her meldete, daß man damit umgehe, die in seinem Kloster eingeführte Disciplin zu mildern, und daß man in Rom, wo man ihn

selbst verdächtig gemacht habe, dem Abt von Cisteaux hierin behülflich seyn würde.

Von diesen Vorgängen gab er seinen versammelten Klosterbrüdern im allgemeinen Nachricht, und setzte hinzu: Nach einem so unerwarteten Vorfalle, müsse man von Seite der Menschen alles befürchten. Es sey ihnen indessen bekannt, daß die Standhaftigkeit der Heiligen nie fester, ihr Vertrauen nie lebhafter gewesen sey, als gerade, wenn sie von der Stimmung der Menschen am wenigsten zu erwarten gehabt hätten. Sie wüßten, alles sey in Gottes Hand, seine Rathschlüsse von Ewigkeit her gefaßt, unabhängig von denen der Menschen, und daß sie, gegen deren Willen und Widerstand, dennoch täglich vollzogen würden. Wahr sey es, daß, wenn man dem verderbten Zeitgeiste folge, und bloß die Klugheit des Fleisches in Ansehung des jetzigen Zustandes des Klosters beachte, auf das Hinsterben einer großen Zahl von Brüdern, und auf den schwächlichen Zustand der noch lebenden Rücksicht nehme, man alles auf die strenge Lebensart schieben, und man sich leicht entschliessen würde, sich auf Unkosten der wenigen Buße, die man im Kloster thue, Stärke und Gesund-

heit zu verschaffen, auf diese Art aber aus falscher Klugheit und mit wahrhafter Treulosigkeit, den engen Weg der heiligen Väter verlassen, und die breite Heerstraße wandeln werde. Wenn man sich hingegen von der wahren Weisheit leiten lasse, wenn man den Beyspielen und Vorschriften der Heiligen folge, und im Geiste des Glaubens handle, so werde man sich mit neuem Eifer beseelen, und neue Verpflichtungen eingehen, die Ordensregel in der Art, wie bisher, zu beobachten.

Gerührt von diesem Vortrage, erklärten die Mönche ihren Entschluß von neuem, in Ausübung der von ihnen erwählten Buße zu leben und zu sterben. Rancé schlug ihnen daher eine Erneuerung ihrer Gelübde vor, und als sie alle hierin gewilliget hatten, versammelten sie sich am 26ten Jun. 1675, als dem Tage, wo ihr Abt Profeß gethan hatte, außerordentlich im Kapitel, und sprachen laut eine vom Abte vorgelesene feierliche Erklärung nach, wodurch sie sich gegen Gott verpflichteten, bis an das Ende ihres Lebens, der jezt im Kloster eingeführten Verfassung genau nachzukommen, in keinem Stücke und unter keinerley Vorwand davon jemals abzugehen, auch

denen, die etwa versuchen möchten, eine Aenderung darin zu machen, oder eine Milderung einzuführen, sich durch alle erlaubte und rechtliche Mittel zu widersetzen.

Die Vorsicht des Abts, hierdurch eine Erschlaffung in Zukunft zu verhüten, wäre nicht nöthig gewesen; denn weder von Seiten Roms, noch von Seiten des Abts von Cisteaux wurden die frommen Einsiedler weiter gestört. Im Gegentheil waren ihnen die Päbste Innocenz XI. und XII. sehr geneigt, schätzten sie, und ließen ihnen bey jeder Gelegenheit, wo sie dessen bedurften, ihren Schutz angedeihen.

Im April 1675 bekam Rancé, ob er gleich die Stelle verbeten hatte, von den Aebten von Cisteaux und Clairvaux eine Aufforderung, als Visitator und Generalvikar die Cisterzienserklöster in der Normandie, ohne Aufschub zu bereisen. Er lehnte diesen Auftrag indessen abermals ab, und auf sein inständiges Bitten gewährte man ihm endlich sein Gesuch. Dieß ist schon Beweis genug, wie sehr man ihm unrecht that, ihn der Herrschsucht zu beschuldigen, und daß er seinem Ehrgeize und dem Hange Aufsehen zu machen, alles aufopfre; ja sogar die Verleumdung, auszu-

sprengen, daß er von seinen Brüdern Dinge verlange, die er selbst nicht ausübe. Der einzige wahre Grund, warum er jene Stelle nicht annahm, war der, daß er sich ganz der Herstellung der ursprünglichen Disciplin in seinem Kloster ungestört widmen wollte.

Um diese Zeit stellte er das ehemals in den Klöstern allgemein üblich gewesene gemeinschaftliche Lesen wieder her, zu dem Ende er den Kreuzgang im Kloster mit Bücherschränken, Tischen und Bänken versehen ließ. Bisher war dieß ein Durchgang für die Fremden gewesen, für die aber nunmehr ein andrer Zugang zur Kirche angelegt wurde.

Von der Zeit an, daß Rancé regulirter Abt von la Trappe ward, nahm man hier alle Fremde mit großer Gastfreiheit auf. Man logirte und bewirthete sie mehrere Tage, ohne nur einmal zu fragen, wer, oder woher sie wären. Ganz unbekannte, selbst solche Personen, mit denen man unzufrieden zu seyn Ursache hatte, oder die wegen ihres armseligen Aufzugs sonst überall abgewiesen wurden, fanden hier eine eben so aufmerksame und liebreiche Aufnahme, als wenn sie Freunde, oder Leute von Stande gewesen wären.

Es schien, als wenn man in diesem Hause die von Gott Anfangs unter den Menschen eingeführte Gleichheit hätte wieder herstellen wollen. Zwey von den Brüdern, nebst mehreren Gehülfen (Donnés *)) sind mit Bedienung der Fremden beauftragt, und sorgen für ihre Bedürfnisse mit solcher Ehrerbietung und Pünktlichkeit, als wenn sie in deren Diensten stünden. Schon oben ist bemerkt worden, daß die Gäste das nämliche Essen bekommen als die Mönche, nur besser zubereitet, in größeren Portionen, und außerdem auch Eier. Die Bedienung geschieht stillschweigend. Während dem Essen wird „aus der Nachfolge Jesu Christi" vorgelesen, und die

Fremden

*) Donnés, (Collati,) sind Personen, die sich und ihr Vermögen einem Kloster schenken, und darin nach dessen Regeln leben, ohne weder Mönche, noch des Klosters Leibeigene zu seyn. Im Kloster la Trappe werden unter dem Ausdrucke „Frères donnés" auch solche religiöse Personen verstanden, welche durch Geschäfte oder Verbindungen gehindert werden, sich gültig aufnehmen zu lassen, die aber sich auf eine gewisse Zeit nach la Trappe begeben, um sich von der Welt zurück zu ziehen, und auf so lange befolgen sie alle hier geltende Vorschriften. A. d. H.

Fremden hören ebenfalls schweigend zu. Nach dem Essen gehen die, welche im Kloster bleiben, auf ihre Zimmer, wo man ihnen die nöthigen Erbauungsschriften giebt; oder sie gehen auf ein an ihr Zimmer stoßendes großes Chor in der Kirche, um ihre Andacht zu verrichten. Hier wohnen sie gewöhnlich dem Gottesdienste der Mönche bey Tage und bey Nacht bey.

Die Zahl der Fremden, welche bey Lebzeiten des Abts Rancé das Kloster besuchten, belief sich jährlich auf sechs Tausend. Mehrere von diesen blieben mehrere Tage, ohne daß die frommen Einsiedler ihr liebreiches Betragen gegen sie änderten, und ohne daß deren Gegenwart auf ihre Ruhe oder ihre Verrichtungen Einfluß gehabt hätte.

Rancé war kaum regulirter Abt von la Trappe geworden, als er darauf dachte, ein Hospital für Arme zu erbauen, und die Krüppel aus der Gegend darin aufzunehmen. Dabey hatte er die Absicht, sie durch einige der Mönche bedienen zu lassen, und diese dagegen von Handarbeiten zu befreien. Er würde dieses Vorhaben auch ausgeführt haben, wenn nicht einige fromme und verständige Männer ihn auf die da-

mit verknüpften bedenklichen Folgen aufmerksam gemacht hätten. Statt dessen übte er gegen die Armen eine Mildthätigkeit aus, die vielleicht in den letzten Jahrhunderten kein Beyspiel gehabt hat. Er betrachtete aber auch die Einkünfte des Klosters, als wenn sie den Armen gehört hätten, und als wenn die Mönche nur in der Eigenschaft von Armen daran Anspruch machen könnten. In dieser Rücksicht hütete er sich vor allen überflüssigen Ausgaben. Die für die Mönche betrugen nur wenig, und der ganze Ueberschuß wurde jährlich dazu bestimmt, die Dürftigen in zufälligen Nöthen zu unterstützen; denn, was die Bedürfnisse des Tages betraf, so wurde diesen immer auf der Stelle abgeholfen. Wöchentlich ließ er zwey Male an alle sich einfindende Armen Brod und Erbsen austheilen. Es gab Jahre, wo er von der Fastenzeit an, bis zur Mitte des Augusts, in jeder Woche an vier Tausend fünf Hundert Arme speisete. Darunter war keiner, der nicht wenigstens ein Pfund Brod erhielt. Außerdem unterstützte er noch mehrere arme Familien in der Nachbarschaft mit Brod und Geld, so wie arme Kranke und Pfarrer. Jeder dringenden Noth, von der er etwas erfuhr,

suchte er abzuhelfen. So schenkte er einst einem Abte, dessen Kloster abgebrannt war, und dessen Mönche sich in großer Verlegenheit befanden, fünf Hundert Livres. Einen Privatmann, der in das äußerste Elend gerathen war, und seine Zuflucht zu ihm genommen hatte, verpflegte er acht Wochen lang im Kloster, ließ ihn neu kleiden, unterstützte ihn mit seinem guten Rath und Credit, und schenkte ihm beym Abschiede hundert Livres. Als einige fromme Personen ihm von der Noth eines armen, kürzlich bekehrten Mädchens Nachricht gaben, überschickte er zwey Hundert Livres zu seiner Unterstützung. Er ließ einige junge Leute, deren gute Fähigkeiten ihm bekannt waren, auf Kosten des Klosters studieren, in der Hoffnung, daß sie einst der Kirche nützliche Dienste leisten würden. Eben so ließ er die Söhne mehrerer armen Eltern Handwerke erlernen. Zu Errichtung einer Mädchenschule in Mortagne gab er eine beträchtliche Summe her.

Wenn man bedenkt, daß die Abtey la Trappe nicht mehr als zehn Tausend Livres Einkünfte hatte; daß der Convent aus beynahe hundert Personen an Mönchen, Layenbrüdern und Ge-

hülfen (Donnés) bestand; daß das Kloster zu öffentlichen Lasten beytragen mußte; daß man von Novizen nichts nahm; daß Reparaturen und neue Gebäude, so wie die Bewirthung der Fremden große Ausgaben verursachten: Dann begreift man in der That nicht, wie es dem Abte Rancé möglich war, so viel auf Almosen zu verwenden, so daß selbst des reichsten Mannes Vermögen dadurch würde erschöpft worden seyn. Indessen muß man annehmen, daß eine strenge Lebensart, die sich mit so wenigem begnügte, die Handarbeiten, das Vertrauen auf Gott und der Segen, der sich immer über diejenigen verbreitet, welche sich der Vorsehung überlassen, unerschöpfliche Quellen sind, worin man Hülfsmittel findet, die kaum der größte Reichthum gewähren würde.

Seine Wohlthaten theilte Rancé mit vieler Ueberlegung aus. Wenn z. B. ein Kranker an die Klosterpforte kam, so ließ er ihm nicht etwa Brod, sondern Geld geben, damit er dadurch in den Stand gesetzt würde, sich die nöthige Hülfe verschaffen zu können. War die Kleidung eines Armen gänzlich zerrissen, so ließ er ihn neu kleiden. Bey solchen Gelegenheiten pflegte er zu dem Pater Kellner zu sagen: Mein Bru-

der! Wenn Sie Allmosen geben, so geben Sie ja reichlich; nicht Thaler, sondern Pistolen, damit dem Armen für mehr als einen Tag geholfen, und nicht bloß seine jetzige Noth, sondern auch sein künftiger Hunger gestillt werde.

Im Jahre 1678 entstand ein solcher Mangel, daß man an den Tagen, wo Almosen ausgetheilt wurden, zwey bis drey Hundert Arme an der Klosterpforte zählte, und wöchentlich beynahe drey Tausend. Es zerriß Rancé das Herz, so viel Elend ansehen zu müssen, ohne daß es möglich war, ihm abhelfen zu können. Bloß sein Vertrauen auf Gott richtete ihn auf, und so mochte er nicht weiter daran denken, was daraus werden könnte, wenn der Mangel noch länger anhalten sollte, sondern er fuhr fort, die Armen bis in den Julius des folgenden Jahrs zu unterstützen.

Außer denen, die von selbst zum Kloster kamen, suchte er, so zu sagen, die Armen selbst auf, denn er zog von den Pfarrern der umliegenden Gegend über die Bedürfnisse ihrer Kirchspiele Erkundigung ein. Er sorgte auch noch über seine Lebenszeit hinaus für die Dürftigen, indem er folgende Verordnung machte:

„Der Verpflegung der Armen soll sich das Kloster mit größter Sorgfalt annehmen; außer dem Brod und den Speisen, die im Refectorium übrig bleiben und man die ihnen gewöhnlich giebt, soll jeder, der es besonders bedarf, am Gelde bis zu einem Thaler, oder einer halben Pistole erhalten. Dieß ist von Durchreisenden und solchen zu verstehen, die man nicht kennt; was hingegen Leute aus der Provinz und aus der Nachbarschaft des Klosters betrift, so wird in Ansehung ihrer keine Summe bestimmt, sondern man unterstütze sie so, wie es ihr Bedürfniß erfordert, und die Umstände des Klosters es gestatten."

Bis zum Jahre 1674 hatte das Kloster, der darin eingeführten strengen Lebensart ohnerachtet, nur wenig Kranke gehabt. Aber gerade als man am wenigsten daran dachte, wurden mehrere Mönche von Entzündungsfiebern und andern Krankheiten befallen, und sie trafen, zu Rancé's größtem Schmerze, gerade diejenigen, welche ein Muster für die übrigen, und am meisten im Stande waren, die neue Disciplin im Gange zu erhalten. Endlich ward in der Fastenzeit des Jahrs 1676 der Abt selbst so krank, daß er

sich in das Krankenhaus mußte bringen lassen, das er erst im Monath August wieder verlassen konnte. Die Krankheit hatte ihn aber dergestalt entkräftet, daß er von dieser Zeit an keinen Theil mehr an den Handarbeiten nehmen, auch nicht mehr so oft, als er sonst gewohnt war, Kapitel halten konnte. Lange Zeit quälte ihn ein schleichendes Fieber, das ihn auszehrte, und er empfand dabey eine innere Hitze, die sich durch nichts dämpfen ließ. Während er in diesem Zustande sich befand, dauerten die Krankheiten unter seinen Mönchen noch immer fort, und der Prior nebst dem Subprior starben. In wenigen Jahren wurden dreißig der eifrigsten Mönche durch den Tod hinweg gerissen. Dieser Verlust schien unersetzlich, und man kann nicht leugnen, daß Rancé dadurch erschüttert wurde; allein das Vertrauen auf Gott verlor er dennoch nicht. Aeußerlich hatte zwar dieses alles auf die Verfassung und Disciplin des Klosters keinen Einfluß, denn diese blieben noch immer die nämlichen; aber die innere Andacht, der Eifer im Gottesdienste, in der Buße und Demuth, waren nicht mehr so lebhaft, und die Liebe der Brüder schien etwas abgenommen zu haben.

Dieser schmachtende Zustand dauerte bis gegen das Ende des Jahres 1680. Die Krankheiten hatten nun aufgehört, und der Abt hatte sich wieder etwas erholt. Jezt meldeten sich auch von neuem mehrere Novizen; gesunde, eifrige, fromme Menschen. Die Zahl der Mönche nahm zu, die Andacht wuchs, der Eifer vermehrte sich, die Liebe der Brüder wurde lebendiger. Kurz, alles kam wieder in den Stand, worin es vor der Krankheitsperiode gewesen war. Hatte diese gleich die Anzahl der Mönche sehr vermindert, so war Rancé dennoch in der Auswahl der Novizen sehr strenge. Auf ihre Geburt und auf das Vermögen, das sie dem Kloster hätten zuwenden können, nahm er dabey gar keine Rücksicht; eben so wenig auf Wissenschaften, Talente, Stärke und Gesundheit, schöne Stimme, oder andere Vorzüge des Geistes und Körpers, die im Weltleben Vortheil verschaffen können, oft aber nachtheilig sind, wenn es darauf ankömmt, sich zu einem Heiligen zu bilden. Bloß darauf nahm er Rücksicht, ob sie die nöthigen Eigenschaften besäßen, die Regel des Klosters zu befolgen. Dieß zu erforschen, besaß er ein ganz eigenes Talent, daher er sich auch nur selten betrog.

Da er Leute aus allerley Ständen aufnahm, so theilte er den Convent in drey Klassen: In Mönche, die zu Chore gingen, in Layenbrüder, und in Gehülfen. (Donnés.) Zu den erstern wählte er die, welche einige Studien besaßen, zu den andern die unstudierten, die indessen irgend eine Kunst oder ein Handwerk gelernt hatten; zu den dritten, solche die weder die Kenntnisse besaßen, noch ein Handwerk verstanden, oder die er nicht zu einem mehreren zu verpflichten für gut fand.

Alter und Schwachheit schließt fast bey allen andern Orden von der Aufnahme aus, weil man sich hütet, Subjecten den Eintritt zu verstatten, die dem Kloster lästig seyn würden. Hierauf nahm aber Rancé keine Rücksicht. Er glaubte, je kürzere Zeit man noch zu leben habe, je näher man dem Zeitpunkte sey, vor Gottes Gericht zu erscheinen, desto nöthiger werde es, Buße zu thun, daher er auch alte und schwache Männer aufnahm, und man muß gestehen, daß sie die schwere Last der Disciplin mit einem Muthe ertrugen, daß kaum die jüngsten und stärksten es ihnen gleich thun konnten.

Eben deßhalb, weil zu la Trappe die Buße so äußerst streng war, fanden sich daselbst die größten Sünder ein, und wurden aufgenommen. Man sah hier Menschen, die mit Verbrechen beladen waren, und ihren Taufbund auf tausenderley Art verletzt hatten; sie waren aber im Kloster gerade das Gegentheil von allen dem, was sie in der Welt gewesen waren.

Unter den Layenbrüdern und Gehülfen (Donnés,) gab es einige, die aus rohen, unwissenden Menschen, denen alle, mit gänzlichem Mangel an Erziehung und Unterricht gewöhnlich verknüpfte, Fehler anklebten, gescheute, brauchbare, folgsame, immer mit Gott und mit Erfüllung ihrer Pflichten beschäftigte Leute wurden, dabey voll Liebe gegen ihre Brüder, voll der Einfalt, die das Evangelium empfiehlt, und jezt aller Tugenden fähig, die sie auch so treulich auszuüben suchten, daß Rancé sie eben so sehr schätzte, als die disciplinirtesten Chormönche, die es in der Vollkommenheit am weitesten gebracht hatten.

Die Zahl der Mönche, Layenbrüder und Gehülfen stieg zuletzt bis auf Hundert und funfzig; sie würde auf vier bis fünf Hundert ge-

stiegen seyn, wenn die Einkünfte und die Gebäude des Klosters es erlaubt hätten.

Der neue Abt von Prieres, (denn der vorige, von dem oft die Rede gewesen ist, war einige Zeit zuvor gestorben,) besuchte im Jahre 1676 die Abtey la Trappe. Schwerlich konnte jemand mehr gegen den Abt Rancé und gegen die von ihm eingeführte Disciplin, eingenommen seyn, als er es war. Er hatte alles geglaubt, was man nachtheiliges von beiden im Publicum verbreitet hatte. Er erwartete daher nichts anders, als in Rancé einen harten, stolzen Mann zu finden, der seine Mönche wie Sclaven behandle, der ihnen unerträgliche Lasten aufbürde, so daß diese ihn als ihren Tyrannen betrachteten. Er war aber sehr verwundert, als er die Mönche, nicht Einen ausgenommen, mit sich selbst und mit ihrem Abte einig, alle durch das Band zärtlicher und achtungsvoller Liebe mit einander verbunden fand, und statt über die Härte ihres Abts Klagen zu hören, das Lob seiner Güthe, Sanftmuth und Vorsorge vernahm. Vollends erstaunte er darüber, daß sie ihre Art zu leben, noch nicht strenge genug fanden, weil sie mit ihren Sünden noch immer in keinem Verhältnisse

stehe. So kam denn der Abt von Prieres von seinen Vorurtheilen zurück, und überzeugte sich, daß Rancé nichts weniger als ein Sonderling war, und daß er im Grunde nichts anders gethan hatte, als die Vorschriften und alten Gebräuche der Vorfahren im Cistercienserorden, in seinem Kloster ausüben zu lassen. Dieß brachte ihm für den Mann eine so große Hochachtung bey, daß er nicht Worte genug finden konnte, sie auszudrücken. Er machte auch im Kloster nicht die geringste Abänderung, sondern begnügte sich bloß damit, in dem aufgenommenen Protocoll die Mönche zu ermahnen, in der nämlichen Einigkeit, Andacht und Buße, worin er sie gefunden habe, fort zu fahren.

Im nämlichen Jahre, (1676) trug sich folgender sonderbarer Vorfall im Kloster zu. Ein Franziskanermönch, der ohngefähr dreißig Jahre alt war, und der während der Fasten in den benachbarten Dörfern geprediget hatte, kam einige Tage nach Ostern, aus bloßer Neugier, in's Kloster la Trappe. Den Tag nach seiner Ankunft äußerte er in einer Unterredung mit dem Abte, daß er ein großes Verlangen fühle, in dieses Kloster sich aufnehmen zu lassen, aber er

könne sich hierzu jezt noch nicht entschließen, weil er noch so jung sey, und die strenge Lebensart ihn zurück schrecke; in einigen Jahren aber möchte er diesen Vorsatz wohl ausführen. Rancé fragte ihn, ob er denn sicher sey, noch so viel Jahre zu leben? Ob er in die Beständigkeit seines Vorsatzes kein Mistrauen setze, da man diesen so leicht ändre, wenn es darauf ankomme Gutes zu thun? Endlich, ob er auch versichert sey, daß Gott ihm dann diese Gnade werde widerfahren lassen? Wenn Eins von diesen Dreyen fehl schlägt, fuhr Rancé fort, was wird dann aus Ihrem Vorsatze, was wird aus Ihrer Besserung werden? Ist es erlaubt, den Verlust einer so wichtigen Sache zu wagen, wobey es auf nichts geringeres, als auf Ihr ewiges Glück oder Unglück ankömmt? — Gegen seine sonstige Gewohnheit redete der Abt dem Franziscaner stark zu, die Ausführung eines ihm sicher von Gott eingegebenen Vorsatzes nicht aufzuschieben. Was er aber auch sagen mochte, so blieb der Mönch dennoch bey seinem Entschlusse, und gleich nach diesem Gespräche, ging er in die Kirche, las die Messe, und bald darauf wurde er in den Fremden-Saal zu Tische geführt. Anfangs aß er mit

vielem Appetit, aber in der Mitte der Malzeit, verlor er auf einmal alles Bewußtseyn, und befand sich so übel, daß man ihn auf ein Bett bringen mußte. Rancé eilte sogleich herbey, und ließ alle Mittel anwenden, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, allein alles war vergeblich. Er starb eine Stunde darauf, ohne daß er Besinnung und Sprache wieder erhalten hatte. So trug man denn, zur Bestürzung des ganzen Klosters, am Abend den als einen Todten zur Kirche, den man darin am Morgen noch völlig gesund gesehen hatte. Der Abt ließ ihn mit eben den Ceremonien begraben, die beym Absterben eines Trappisten üblich sind, und sein Grab wird noch jezt auf dem Klosterkirchhofe gezeigt.

Rancé wußte, daß nach seinem Tode, oder nach seiner Abdankung, die Abtsstelle wieder durch einen weltlichen Abt besetzt werden sollte; um nun der von ihm eingeführten Disciplin auch für die Zukunft Dauer zu verschaffen, welches nur geschehen konnte, wenn an der Spitze des Klosterconvents ein Mann stand, der von dem Geist, den Gesinnungen und Grundsätzen, die jezt darin herrschten, durchdrungen war, so bat er im Jahre 1677 den Pabst und den Kö-

nig, dem Kloster das Wahlrecht eines Priors zu bewilligen. Durch zwey päbstliche Breven wurde hierauf dem Kloster verstattet, in dem Falle, daß ein weltlicher Abt die Abtey erhalten sollte, aus seiner Mitte einen Prior zu erwählen, jedoch immer nur auf drey Jahre, die aber, nach Gutfinden so lange verlängert werden könnten, als man es dem Kloster zuträglich finde. Von Seite des Königs wurde das nämliche bewilliget. Außerdem bewirkte Rancé auch, daß alle von ihm im Kloster getroffene Einrichtungen vom Pabste bestätiget wurden. Dieß brachte des Abts Feinde auf einige Zeit zum Schweigen, denn man wagte es nicht, das zu tadlen, was der Pabst gut geheißen hatte.

Bey Instandsetzung der verfallenen Klostergebäude hatte Rancé die Abtswohnung damit vereiniget. Aus Besorgniß, daß wenn die Abtey wieder weltlich werden sollte, der Abt die Mönche beunruhigen, und alles das, was seinen Vorgängern zugehört hatte, zurückfordern möchte, ließ Rancé im Jahre 1678 außerhalb der Ringmauer ein Wohnhaus für den weltlichen Abt erbauen. Diese kluge Vorsicht wurde von jedermann gebilliget.

In eben diesem Jahre kam der Abt von Prieres zum zweitenmale nach la Trappe. Da er die Mönche eben so einig, fromm und bußfertig als bey seinem ersten Besuche fand, so traf er abermals keine Verfügungen, sondern das abgehaltene Protocoll enthielt bloß Danksagungen, daß Gott fortfahre, das Kloster zu segnen. Er bezeugte darin: daß von acht und vierzig Mönchen, aus denen der Convent damals bestand, auch nicht Einer eine Erleichterung der Disciplin verlangt, oder auf die entfernteste Art einen Wunsch deßhalb geäußert habe, ob sich gleich unter ihnen achtzigjährige, schwächliche Greise befänden, daß diese vielmehr auf eine Verordnung, sie auf einerley Art im kranken als gesunden Zustande zu behandeln, angetragen, und die übrigen das Verlangen geäußert hätten, ihre Bußübungen noch zu vermehren. Das einzige, was der Abt von Prieres verfügte, war eine schriftliche Anweisung an den Pater Kellner: Für die Person des Abts Rancé besondre Sorge zu tragen, sowohl in Ansehung der Speise, als der Medicamente, die zu Herstellung seiner Gesundheit dienen könnten, und er setzt hinzu: Ihn selbst aber, den Abt, weisen wir im Geiste

der

der Liebe und Gerechtigkeit, hiermit an, Euch in allem diesem Folge zu leisten, und halten uns überzeugt, daß er dieses thun, und sich erinnern werde, daß Gott selbst den Willen derer erfüllt, die ihn fürchten.

Rancés Strenge gegen sich, selbst während seiner Krankheit, hatte auf den Abt von Prieres einen so tiefen Eindruck gemacht, daß als ihn zwey Jahre darauf die Krankheit befiel, an der er starb, er sich unter Vergießung vieler Thränen vorwarf, Rancés Buße nicht genugsam nachgeahmt zu haben. Er trug noch sterbend einem seiner Mönche auf, nach seinem Tode, den Abt, der Hochachtung und Bewunderung zu versichern, die er für ihn bis zum letzten Hauche seines Lebens empfunden habe, so wie des Vertrauens, das er auf sein und seines Klosters Gebet setze, und daß er Gott bitte, sie täglich mit immer mehr Gnade zu überschütten. Alles dieses meldete der Mönch dem Abt von la Trappe in einem Schreiben, so bald jener gestorben war.

Um diese Zeit erhielt Rancé in seiner Einsamkeit Besuch von einigen Freunden, die ihm sagten, daß man nichts gespart habe, bey Hofe

seine Person und seine Lehre verdächtig zu machen. Sie riethen ihm daher, sich durch eine Druckschrift öffentlich zu erklären; am stärksten drang hierauf der Marschall von Bellefond, der zu seinen besten Freunden gehörte. Anfangs lehnte Rancé dieß ab, weil er es für eigenliebig hielt, auf Veranlassung eines leeren Gerüchts das Publikum von seiner Lehre zu unterrichten. Wenn hingegen seine Obern darüber von ihm Rechenschaft fordern würden, so werde er sie mit der Aufrichtigkeit eines Christen, und der Einfalt eines Mönchs ablegen. Da sie selbst indessen, seine Freunde, seine Gesinnungen vollkommen kennten, so bitte er sie, so oft sie es nöthig fänden, ein Zeugniß darüber abzulegen, und dem würde man, bey ihrem bekannten Character, Glauben beymessen.

Nach des Marschalls v. Bellefond Rückkehr, schrieb ihm dieser aus Paris: Man mache sich sein Stillschweigen zu Nutz; es sey hohe Zeit, daß er sich erkläre. Dieß veranlaßte Rancé, an den Marschal das bekannte Schreiben vom 30sten Nov. 1678 zu erlassen, das so viel Gerede in der Welt gemacht hat. Er erklärt darin umständlich seine Gesinnungen, und sagt unter an-

dern, daß er es immer für Pflicht gehalten habe, sich seinen Obern, dem Pabste und seinem Diöcesanbischofe, zu unterwerfen, daß er daher das gethan, was sie von ihm verlangt hätten, mithin das Formular, die Lehrsätze des Jansenius betreffend, unbedingt und ohne Vorbehalt unterschrieben, und sich bey diesen Streitigkeiten so zurückhaltend betragen, daß er nicht nur davon niemals gesprochen, sondern auch verhindert habe, daß sein Kloster nichts davon erfahren, so daß darin weder von der Streitfrage selbst, noch von den Personen, die darüber gestritten hätten, jemals die Rede gewesen sey. Ueberhaupt habe er immer geglaubt, daß Gott nicht von ihm fordre, über Glaubenslehren zu streiten, sondern, daß er die Wahrheiten, welche sie lehrten, ausüben solle, und daß er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Gott, eine Lage nicht verändern dürfe, die seinem Zustande so vollkommen angemessen sey. Er hege ganz und gar nicht besondre Meinungen, sondern befolge von jeher die Lehre des h. Thomas. „Was die christliche Moral betrift, so bekenne ich mich öffentlich zu der, die Jesus Christus in seinem Evangelium gelehrt hat, und wie solche von den heiligen Vätern er-

klärt worden ist. Dieß halte ich für die wahre Quelle, aus welcher die Christen die Vorschriften ihres Thuns und Lassens schöpfen müssen. Ich halte mich vollkommen überzeugt, daß man sich vor allen übertriebenen Meinungen zu hüten habe, und die Dinge nicht bis auf einen Punkt treiben dürfe, den Niemand erreichen kann; auf der andern Seite hingegen eben so sehr, daß es gefährlich sey, den engen Weg über die von Jesu bezeichneten Grenzen hinaus, breiter zu machen ꝛc.

Die Urtheile über dieses Schreiben fielen sehr verschieden aus. Einige konnten nicht begreifen, wie ein Mann, der sich lieber von der Sorbonne hatte ausschließen lassen, als Arnaud verdammen wollen, jezt Gesinnungen äußern könne, die denen des leztern ganz entgegen gesezt sind. Andre glaubten, daß wenn er nicht auf die Erhaltung seines Klosters, das sein Werk war, Rücksicht genommen hätte, seine Erklärung ganz anders ausgefallen seyn würde. Wieder andre sagten hingegen: Es trage sich oft zu, daß man im Alter die in jüngeren Jahren gehabten Meinungen aufgebe, und im Grunde habe Rancé die seinigen nicht einmal geändert, sondern

seit seiner Reise nach Alet, in Ansehung der Unterzeichnung des Formulars, sich immer auf einerley Weise geäußert. Ohne Lieblosigkeit könne man nicht annehmen, daß er jezt, wo es auf nichts geringeres als auf Ablegung eines Glaubensbekenntnisses angekommen sey, sich verstellt haben sollte. Er habe von seiner Uneigennützigkeit und Verachtung alles Zeitlichen so große Beweise gegeben, daß es höchst ungerecht seyn würde, ihn zu beschuldigen, er opfre sein Gewissen politischen Absichten und weltlichen Zwecken auf.

Rancé's Widersacher konnten ihm aber das Schreiben an den Marschall von Bellefond nicht verzeihen; sie gaben sich vielmehr alle Mühe, Arnaud und Nicole zu vermögen, gegen ihn zu zu schreiben. Allein ersterer antwortete: Er werde sich hüten, einen Mann zu verschreien, dessen Bekehrung der Kirche so viele Ehre gebracht habe; und Nicole erklärte: Er würde sich lieber die rechte Hand abhauen lassen, als seine Feder gegen einen Mann gebrauchen, dessen Tugenden er hochachten müsse.

Als Rancé erfahren mußte, daß die Beschuldigung: Er habe in dem Schreiben an den Marschal seine wahre Gesinnungen verhehlt, noch

immer fortdaure, machte er unter dem 20sten Jul. 1684 eine Erklärung bekannt, worin er versichert, daß er die Schriften des Jansenius nicht einmal gelesen habe, und nur die Punkte daraus kenne, welche vom Pabste verworfen worden, dessen Urtheile er sich unbedingt unterwerfe. So vertheidigt er sich auch gegen die ihm in Ansehung andrer Glaubenssachen gemachten Vorwürfe, die wir aber hier übergehen, da alle diese Streitigkeiten längst vergessen sind.

Im Jahre 1679 ließ er die baufällige Kirche des Klosters durchaus repariren, und nachher den hohen Altar verzieren, ohne jedoch die sich zur Pflicht gemachte Simplicität aus den Augen zu setzen. Die vornehmste dieser Zierrathen bestand aus der schönen Statüe der h. Jungfrau, die er statt der, welche im Anfange der Reform aufgestellt worden war, in der Art auf den hohen Altar setzen ließ, daß sie die Monstranz trug, worin das h. Sacrament war.

Das Gerücht von den, wie vorhin gedacht, zu la Trappe herrschenden Krankheiten, und der großen Zahl von Mönchen, die jährlich starben, verbreitete sich im Publicum, welches diese Zufälle der schlechten Nahrung, dem Fasten und

der strengen Lebensart zuschrieb. Darüber betrübte Rancé sich sehr. Er beklagte sich in einem Schreiben an einen Prälaten, der sein Freund war, daß die Welt, obgleich die Trappisten sie verlassen hätten, sich um sie noch immer bekümmere, und ihnen das zu rauben suche, was sie doch nicht geben könne. Menschen aus allen Ständen machten sich ein Geschäft daraus, ihnen nach Gefallen Dinge nachzusagen, wodurch sie sie verhaßt zu machen suchten. „Da wir indessen, (fährt er fort) ihnen gar nicht zu gefallen suchen, so wollen wir lieber noch der Gegenstand ihres Hasses, als ihrer Achtung seyn, und ich finde es um vieles leichter, seiner Seele Heil unter Verleumdungen, als unter Lobsprüchen zu bewirken. Bis jezt haben wir auf alles das Gerede wenig geachtet. Die große Zahl unsrer Brüder, die Gott zu sich gerufen hat, vermindert den Eifer der übriggebliebenen nicht. Im Gegentheil ruhet auf dem Tode jener ein solcher Segen Gottes, daß, so wie jeder ein gleiches hofft, sich keiner findet, der nicht an das Ende seines Lebens mit Vergnügen denken, und sich darnach sehnen sollte."

Das Gerede über die harte Behandlung seiner Brüder ward aber endlich so laut, daß einige Prälaten von anerkannter Einsicht und Frömmigkeit bewogen wurden, an ihn zu schreiben, damit er etwas von der eingeführten strengen Disciplin nachlassen möchte. Dieß fiel dem Abte Rancé um so mehr auf, da die nämlichen Prälaten alle seine Einrichtungen gebilliget, gelobt und ihm gerathen hatten, nichts darin nachzulassen. Zwar machte die Aenderung ihrer Gesinnungen einigen Eindruck auf ihn, doch am Ende sagte er: „Worauf kömmt es hier an? Unsre Gesundheit zu schonen, unser Leben zu verlängern? das heißt, unser Exil! und ein Glück von uns zu entfernen, dessen wir nie genießen werden, und das wir auf immer verlieren können, so lange wir in dieser Welt sind?“

Weil die Sache ihn aber nicht allein, sondern auch seine Brüder anging, so versammelte er diese, und gab ihnen von dem, was ihm die Prälaten gerathen, und den Gründen, die sie dazu vermogt hatten, umständliche Nachricht. Er überließ es hierauf ihrer eigenen Entscheidung, ob das jetzige Fasten vermindert, und der Gebrauch von Wein, von Eiern, selbst zuweilen von Fi-

schen, wieder eingeführt werden solle? Bey dieser Gelegenheit zeigte es sich, wessen der Mensch fähig ist, wenn er von der Gnade gestärkt wird. Selbst kein einziger Layenbruder stimmte für eine Erleichterung, und die übrigen erklärten: daß die zu la Trappe üblichen Bußübungen noch weit unter denen wären, die jeder um seiner Sünden willen vornehmen sollte, und statt davon das geringste zu mildern, sollte man sie im Gegentheil noch vermehren. Das in dieser Conferenz abgehaltene Protocoll, mit der Abstimmung eines jeden Einzelnen, ist öffentlich bekannt gemacht worden, und es wird hinreichend seyn, nur Ein Beyspiel anzuführen, wie die Mönche gesinnt waren. Einer von ihnen hatte schon lange an einem heftigen Husten gelitten, ohne sich darüber zu beklagen; als er sich endlich legen mußte, fand es sich, daß ein Krebsschaden die Schultern und den größten Theil des Rückens dergestalt angegriffen hatte, daß das wilde Fleisch weggeschnitten werden mußte. Der Mönch fuhr während der Operation fort, sich mit einem andern in einem frommen Gespräche zu unterhalten, gerade als wenn gar nichts vorgehe. Dieß veranlaßte den Wundarzt, den Abt zu ersuchen, dem Mön-

che zu sagen, daß er seinen Schmerz auslassen möchte, der dadurch, daß er ihn zurück halte, sich nur vergrößere, statt daß durch Klagen die Natur erleichtert, selbst die Heilung befördert werde, und daß er sonst auch nicht wissen könne, ob er in das gesunde Fleisch schneide. Der Abt erfüllte zwar den Wunsch des Chirurgus, der Mönch aber antwortete mit sanfter Miene: Worüber sollte ich mich denn beklagen? daß ich so glücklich bin, nach dem Beyspiele Jesu Christi zu leiden? So glücklich, durch kurz dauernde Schmerzen die ewigen Strafen, die meine Sünden verdient haben, abkaufen zu können? Ach! mein Vater, wenn Gott uns eine so große Gnade erzeigt, wie kann man sich dann zum Klagen entschließen? So hielt er denn eine lange, grausame Operation aus, ohne das geringste Zeichen von Schmerz zu geben.

Unter dem 4ten Januar 1682 gab Rancé den Bischöfen, die ihm eine Milderung der strengen Klosterzucht gerathen hatten, von der Erklärung der Glieder des Convents Nachricht, und fügte hinzu, daß die Beybehaltung der jetzigen Lebensart ihn um so mehr in den Stand setze, Arme zu unterstützen, und Fremde zu bewirthen.

So bald die Krankheiten im Kloster aufgehört hatten, und Rancé selbst hergestellt war, wandte er einen Theil seiner Zeit auf die Ausarbeitung einiger Schriften. Sie sind folgende:

1. Ueber die Regel des h. Benedict. Diese Abhandlung ist lateinisch geschrieben, und nicht ins Publicum gekommen.

2. Schreiben an einen Abt, der ihm durch eine übersandte Dissertation zu vermögen suchte, die strenge Disciplin in seinem Kloster zu mildern.

3. Von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes. Dieß ist eine Art von Sammlung der seinen Mönchen in den gehaltenen Kapiteln ertheilten Instructionen. Der Styl ist so oratorisch, als in seinen Predigten, aber doch leicht und gefällig.

4. Erläuterungen über die Schriften Nr. 1. und 2, welche durch die, von gelehrten und einsichtsvollen Männern dagegen gemachte Einwürfe, veranlaßt wurden.

5. Uebersetzung und Erklärung der Regel des h. Benedict.

6. Uebersetzung der Schriften des h. Dorotheus. *)

7. Antwort an den P. Mabillon, Benedictiner von der Congregation des h. Maurus, das Studieren der Mönche betreffend.

8. Sammlung seiner Maximen, nebst einem Schreiben an Frau von Guise.

9. Abhandlung von den Pflichten der Christen. Dieß ist nur der erste Entwurf eines größeren Werks, das er zu schreiben Willens war. Veranlassung zu diesem Entwurfe gaben die Bitten mehrerer angesehenen Freunde, die ein solches Gegenstück zu seiner Abhandlung von den Pflichten der Mönche, zu erhalten wünschten. Aber seine Krankheiten und seine übrigen Beschäftigungen erlaubten ihm nicht, es völlig auszuarbeiten.

10. Eine Erklärung der Evangelien, die er bey seiner beständigen Kränklichkeit in der letzten Periode seines Lebens, auf Verlangen seiner Freunde schrieb, ohne außer dem neuen Testament, irgend ein andres Buch zu Hülfe zu nehmen.

---

*) Diese Uebersetzung ist im Journal des Sçavans vom Jahre 1686 Nr. XXVIII. vortheilhaft recensirt. A. d. H.

11. Sammlung der seinen Brüdern, in den mit ihnen gehaltenen Conferenzen, gegebenen Ermahnungen. Diese Sammlung entstand dadurch, daß einer der Mönche, der ein sehr glückliches Gedächtniß hatte, von Rancé's Vorträgen das beste und nützlichste aufschrieb und es ihm nach geendigter Conferenz zur Durchsicht und Verbesserung vorlegte.

12. Nachricht von dem Tode einiger Mönche des Klosters la Trappe.

13. Sammlung der für sein Kloster gemachten Verordnungen.

14. Sammlung seiner Briefe, in 2 Theilen.

Außerdem hat er noch andre Schriften verfaßt, die nie gedruckt worden sind.

Unter allen seinen Schriften hat die: Von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes, das mehrste Aufsehen gemacht. So viel ist gewiß, daß Rancé, als er in's Kloster ging, den festen Vorsatz hatte, mit den Weltleuten alle Verbindung aufzuheben, und nichts zu schreiben, was Veranlassung geben könnte, während seines Lebens und nach seinem Tode, im Publicum von ihm zu reden. Er war auch schon an zwanzig Jahre im Kloster, ehe er jene Abhandlung schrieb,

und folglich beynahe sechszig Jahre alt, überdieß fast beständig krank. Einer seiner Mönche, der mit ihm zugleich im Krankenhause war, und den er zuweilen als Secretair gebrauchte, erinnerte ihn an den Wunsch, welchen der Abt von Chatillon bey seinem Aufenthalte zu la Trappe, so dringend geäußert hatte, daß Rancé seine in den Conferenzen gehaltene Vorträge, zum Besten andrer Ordensleute öffentlich bekannt machen möchte; welches er aber abgeschlagen hatte, obgleich der Abt von Chatillon sein vertrauter Freund war. Der Mönch stellte ihm vor: Wenn er seine Ermahnungen nicht schriftlich hinterlasse, so würde er dieser Hülfe alle die Mönche berauben, die in der Folge in das Kloster träten. Lasse er sie hingegen drucken, so könnten alle Brüder sie täglich in die Hand nehmen, und er würde die Lehren, denen la Trappe die Kenntniß seiner Pflichten und seine ganze Einrichtung verdanke, dadurch verewigen, und wenn Gott sie seiner Gegenwart einst beraubt habe, würde er noch dann zu ihnen reden, und seinem Kloster zur Leitung dienen; denn nicht immer werde es Vorgesetzte von seinem Character haben, u. s. w. Dieß machte Eindruck auf Rancé, und da sein

Geist, trotz seiner Krankheit, frey war, so dictirte er dem Mönch die vorhin gedachte Schrift. Kaum war sie vollendet, als ein Abt, Rancé's vormaliger Lehrer, in's Kloster kam, und in ihm drang, sie öffentlich bekannt zu machen. Jezt fiel Rancé sein Anfangs gefaßter Entschluß wieder ein, und ohne sich lange zu besinnen, warf er die Handschrift ins Feuer. Halb verbrannt wurde sie gerettet. Der vorgedachte Abt ließ nun Rancé keine Ruhe, bis er ihm versprach, sie herzustellen, und dieß geschah auch, worauf sie denn gedruckt wurde.

Dieses Buch erhielt einen allgemeinen Beyfall, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und allen katholischen Ländern. Nicht bloß eine Menge Privatpersonen sind dadurch bekehrt worden; auch ganze Kloster-Convente von beiderley Geschlecht haben sich darnach gebildet, weil sie nun erst den ganzen Umfang ihrer Pflichten kennen lernten. Indessen fand dieses Buch auch seine Gegner, die dagegen schrieben, sogar erschienen einige beißende Satyren auf seinen Verfasser; das alles ertrug Rancé mit Geduld. Eine dieser Schmähschriften ward ihm gebracht, als er Gesellschaft bey sich hatte. Er selbst las

sie vor, lobte hin und wieder den Styl oder die Wendung des Autors, und sagte, als er fertig war: „Das ist eine gute Vorbereitung, die Messe zu lesen!“ und er las sie auch gleich darauf.

Unter den Gegnern dieses Werks war der Pater Mabillon ohnstreitig der berühmteste. Was darin über das Studieren der Mönche gesagt war, fand Mabillon nicht nach seinem Geschmack, und so schrieb er nachher eine Abhandlung: Ueber die Mönchs-Studien. Sie ist ein Muster von Sanftmuth und Bescheidenheit. Rancé's Antwort darauf ist oben bey Nr. 7. schon gedacht. Vor dem Publicum hatte der Streit hiermit ein Ende. Beide Schriftsteller hörten seitdem nicht auf, sich wechselseitig Beweise von Liebe zu geben. *)

Die

*) Mabillon ließ gegen Rancé's „Réponse au Traité des Etudes Monastiques, eine höchst bescheidene Antwort unter dem Titel „Reflexions drucken, und erst mit dieser endigte sich der Streit unter beiden Schriftstellern, ward aber nach beider Absterben im Jahre 1727 erneuert, als der Benedictiner, Dom Vincent Thuillier, von der Congregation des h. Maurus, die Geschichte dieser Streitigkeit schrieb, und Mabillon darin als

Die übrigen gegen sein Werk von andern gemachten Einwürfe, beantwortete Rancé in den vorhin bey Nr. 4. erwähnten Erläuterungen.

Bald nach Vollendung dieser Schrift, ward er so krank, daß man für sein Leben fürchtete, und dieß um so mehr, da er nicht zu bewegen war, von seiner strengen Lebensart abzugehen, und solche Erleichterungen als zu Herstellung seiner Gesundheit nothwendig schienen, sich zu gestatten. Da gerade damals (1683) ein Generalkapitel gehalten wurde, so trug dieses dem Abte du Val-Richer, als Visitator der Provinz Normandie ꝛc. auf, für Rancé's Gesundheit zu sorgen, und im Nahmen des Generalkapitels ihm zu befehlen, solche Speisen und Arzneyen zu nehmen, als die Erhaltung seines Lebens erfordre. Die Vollziehung dieses Auftrags verzögerte sich einige Zeit, und da die Mönche zu la Trappe, als der Zustand ihres Abts sich immer mehr verschlimmerte, nicht wußten, zu wem

---

den Sieger erklärte, wogegen Dom Gervaise, ehemaliger Abt von la Trappe, zu beweisen suchte, daß Thuillier den Abt Rancé verleumdet, und Mabillon selbst sein Unrecht am Ende eingesehen habe. (S. Journ. des Sçavans, Juin, 1715.) A. d. H.

sie ihre Zuflucht nehmen sollten, so wendeten sie sich unmittelbar an den Pabst Innocenz XI. In ihrem Schreiben vom 15ten Jun. 1683 baten sie ihn, durch seine Autorität zu vermitteln, daß ein ihnen so theures Leben, dessen Verlust für sie unersetzlich seyn würde, erhalten werden möchte. Der Pabst ließ durch den Cardinal Cibo in seinem Nahmen, unterm 5ten Sept. 1683 folgendes antworten:

Hochehrwürdige Väter!

Se. Heiligkeit hat mit Vergnügen das Schreiben aufgenommen, das Sie an ihn erlassen haben, und worin Sie so viele Liebe und Zärtlichkeit für den großen Mann ausdrücken, den Gott Ihnen zum Abt gegeben hat. Der heilige Vater hat von Ihnen mit vieler Achtung gesprochen, da er sieht, wie viele Sorgfalt und Eifer Sie zu Erhaltung dessen Lebens anwenden, in der Absicht, sich noch länger in dem Kampfe der Buße zu üben, den uns das Evangelium vorschreibt, und sich immer mehr in der durch jenen in ihrem Kloster hergestellten Disciplin zu befestigen, wie denn Se. Heiligkeit das vollkommen billiget, was derselbe so glücklich unternom-

men hat, zumal in einer so zügellosen, ausschweifenden Zeit, als die jezige ist; so wie denn auch Ihr Eifer, Höchstdieselbe mit Freude erfüllt hat. Se. Heiligkeit hält sich indessen überzeugt, daß Ihr Abt, bey der Ehrfurcht, die er für die göttlichen Gebote hat, welche uns nicht erlauben, grausam gegen uns zu verfahren, künftig für seine, ihrem Kloster noch so nöthige, Gesundheit mehr Sorge tragen werde, und Höchstdieselbe befiehlt Ihnen, ihn hieran ernsthaft zu erinnern, und hierüber im Nahmen und in Auftrag des heiligen Vaters so oft als Sie es nöthig finden, mit ihm zu sprechen. Auf Befehl Sr. Heiligkeit habe ich Ihnen dieses auf Ihr Schreiben in Antwort vermelden sollen, mit der Versicherung, daß Höchstdieselbe für Sie und Ihr Kloster eine besondre Zuneigung hege, und vermöge speciellen Auftrags soll ich Ihnen hiermit Sr. Heiligkeit liebevollen und gütigen Segen ertheilen. Was mich betrift, hochehrwürdige Väter, so ersuche ich Sie, mir Ihr Gebet bey Gott zu statten kommen zu lassen, und wünsche Ihnen alles Gute, nebst Vermehrung der Gnade unsers Herrn Jesu Christi.

Der Cardinal Cibo.

Rancé, der nichts davon wußte, daß seine Mönche an den Pabst geschrieben hatten, war nicht wenig betroffen, als man ihm die Antwort des Cardinals Cibo brachte. Da jeder Christ die Erlaubniß hat, sich unmittelbar an den Pabst zu wenden, so durfte er nichts dagegen sagen. Er unterwarf sich auch der päbstlichen Entscheidung, und ließ es diesemnach geschehen, daß als der Krankheitsstoff, der ihm schon so lange Leiden verursacht hatte, sich auf seine linke Hand warf, an dieser verschiedene Einschnitte gemacht werden durften. Bey allen noch so heftigen Schmerzen, die er litt, verlor er dennoch nichts von seiner Sanftmuth und gewöhnlichen Ruhe. Aus der linken Hand ging das Uebel in die rechte über. Den weitern Erfolg der Krankheit werden wir gegen das Ende dieser Lebensbeschreibung erzählen.

Da er während dieses Zustandes dem Kapitel nicht beywohnen konnte, so dictirte er seine Ermahnungen, und ließ sie dann darin vorlesen.

Im Jahre 1684 mußte Rancé eine neue Prüfung bestehen. Ein gewisser Mann, der oft nach la Trappe kam, ja selbst die Absicht hatte, Mönch daselbst zu werden, zeichnete das Bildniß

des Abts ohne sein Wissen, selbst ohne daß derselbe es nur ahnete. Nach diesem Portrait ließ der Zeichner einen Stempel schneiden, und davon so viele Medaillen prägen, daß sie sich bald im Publicum verbreiteten. Er hatte dabey keine weitere Absicht, als bloß die, seiner Achtung und Liebe für den Abt Genüge zu thun. Aber Rancé's Widersacher, so wie die mehrsten derer, die ihn nicht kannten, hielten sich mündlich und schriftlich gar sehr darüber auf. Beym geringsten Nachdenken über die Sache, hätte freilich kein Verdacht entstehen können, daß er daran Theil genommen habe; diese Mühe giebt sich aber der Haß nicht. Die Vorwürfe, die man Rancé deshalb machte, wurden endlich so laut, daß auch er sie erfuhr, und darüber erstaunte. Anfangs wollte er sich zwar bloß bey dem Zeugnisse seines eigenen Gewissens beruhigen, allein seine Freunde drangen so sehr in ihn, sich zu vertheidigen, daß er schon dazu entschlossen war, als er von dem Urheber der Medaille ein Schreiben erhielt, worin dieser sein Verfahren zu rechtfertigen, wenigstens durch mehrere ähnliche Beyspiele zu entschuldigen suchte.

Um diese Zeit stiftete Rancé sechs tägliche Messen im Kloster; eine für den gewöhnlichen Gottesdienst, die zweite der heiligen Jungfrau zu Ehren, die dritte für die Verstorbenen, die vierte für den König, die fünfte für die Wohlthäter, und die sechste für die Verfolger und Feinde des Klosters. Außerdem ordnete er noch auf immer ein viertelstündiges Gebet für den König an, das täglich unmittelbar vor der Vesper gehalten wurde. Dadurch widerlegten sich von selbst, drey damals in Umlauf gebrachte Verleumdungen, nämlich: daß man zu la Trappe die h. Jungfrau nicht verehre; daß man gar keine Messen lese, und daß man dem Könige und der Regierung eben nicht geneigt sey, vielmehr daselbst verdächtige Personen hege, und gegen den Staat kabalire.

Die Zahl der Mönche und Layenbrüder hatte so zugenommen, daß das Schlafhaus zu klein war, so daß der Abt sich genöthiget sah, ein neues bauen zu lassen, das im Jahre 1686 fertig wurde. Um durch diese vermehrten Ausgaben die Armen und die Fremden nicht leiden zu lassen, schaffte er Webestühle an, und ließ Strümpfe, Kamisöler und andre wollene Waaren

zum Verkauf verfertigen. Dieß brachte so viel ein, daß er nun auch das kleine Schlafhaus verlängern, im Krankenhause zehn neue Zellen anlegen, und den hohen Altar verschönern konnte; mehrerer andern Verbesserungen nicht zu gedenken.

Während man mit diesen Bauten beschäftigt war, visitirte der Abt du Val-Richer das Kloster, fand aber alles in solcher Ordnung, daß er gar keine Verfügungen zu machen nöthig fand, sondern bloß, nach dem Auftrage des Generalkapitels, dem Subprior und dem Kellermeister die Sorge für des Abts Gesundheit zur besondern Pflicht machte.

Im Jahre 1687 kam der Provincial-Visitator, Abt von Vieuxville, nach la Trappe, benahm sich aber eben so, wie seine Vorgänger, denn er fand, daß die Mönche, von denen er jeden besonders sprach, alle mit ihrem Zustande höchst zufrieden waren: wie denn ihre Freude im Herzen, sich auch in ihrem Gesichte ausdrückte. Er that daher weiter nichts, als sie zu ermahnen, auf dem erwählten engen Pfade ferner entschlossen fort zu gehen.

Der sehr hohe und spitze Kirchthurm des Klosters war so schadhaft, daß er im Jahre 1688

den Einsturz drohete, und daher nothwendig reparirt werden mußte. Die Handwerksleute in der Gegend fanden aber die Arbeit so gefährlich, daß sie sich nicht getraueten, sie zu unternehmen, weshalb sie durch Layenbrüder ausgeführt wurde. Diese waren dabey großer Gefahr ausgesetzt, daher der Abt jeden Morgen eine eigene Messe für sie lesen ließ. Bey dieser Gelegenheit ward Gottes Vorsehung sichtbar, denn so groß das Wagestück auch war, nahm dennoch Niemand Schaden, und der Bau wurde nach Wunsch vollendet.

Im folgenden Jahre (1689) ward die Klosterkirche durch eine kostbare Reliquie vom h. Benedict bereichert, womit ihr das Kloster Perrecy ein Geschenk machte. Unter allen in Frankreich befindlichen Reliquien, ist diese eine von denen, deren Aechtheit am besten bewiesen ist.

Ob man gleich den Priester Molinos, als Stifter der Secte der so genannten Quietisten, ins Gefängniß gesetzt hatte, so vermehrten sich doch seine Anhänger eher, als daß sie sich hätten vermindern sollen. Dieß veranlaßte einen Cardinal, an einen Freund des Abts Rancé zu schreiben, er möchte diesen dahin vermögen, gegen

den Quietismus etwas drucken zu lassen. Einige Monate darauf, meldete einer der angesehensten französischen Prälaten, dem Abte: der Cardinal Coloredo betrachte Rancé als die einzige fähige Person, sich dieser Lehre, und andern schlecht ausgedachten, in Frankreich üblichen, Andachtsübungen entgegen zu setzen. Allein, wenn er gleich den Wünschen der beiden Cardinäle nicht entsprach, so äußerte er doch in seinen Antworten, wie entfernt er sey, den Neuerungen der Quietisten beyzustimmen. Seine Krankheit hatte dergestalt zugenommen, daß es ihm unmöglich war, ein so wichtiges Werk auszuarbeiten.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht: Innocenz XI. sey Willens, ihn zum Cardinal zu ernennen. Dieß war nicht ganz ohne Grund; denn nach des Pabstes Tode fand man eine Liste verdienter Personen, die er zu dieser Würde zu erheben beabsichtiget hatte, und darunter auch Rancé's Nahmen. Seine Freunde gaben ihm von des Pabstes Vorsatze zeitig Nachricht; auf Rancé hingegen machte dieß gar keinen Eindruck: Er antwortete ihnen: „Ich glaube, daß kein Mensch auf Erden mich erhöhen, und mehr aus mir, außer meinem Stande, machen könne, als

ich in und durch diesen schon bin. Denn überzeugt, daß es Gottes Wille sey, daß ich darin leben und sterben soll, könnte ich mich, ohne mein Gewissen zu verletzen, dem Willen der Menschen, wenn er jenem entgegen wäre, nicht unterwerfen. Die einzige Veränderung, welcher ich fähig wäre, und nach der ich mich schon lange sehne, ist nur die: weniger noch zu seyn, als ich jezt bin."

Um diese Zeit (1688) fiel in England die große Revolution vor, welche den König zwang, mit seiner Gemahlin und dem Prinzen von Wallis seine Zuflucht zu dem französischen Hofe zu nehmen. Der König hörte oft von dem Abte von la Trappe sprechen, und faßte für ihn eine besondre Achtung. Nach seiner Zurückkunft aus Irland im Jahre 1690 machte er eine Reise nach dem Kloster, wo er am 20sten November ankam. Der Abt war zuvor davon benachrichtiget, empfing den König am Eingange, und warf sich vor ihm nieder, wie es bey diesen Einsiedlern gegen alle Fremden geschieht, die das Kloster besuchen. Der König hob aber den Abt sogleich auf, und bat ihn um seinen Segen. Der Abt hielt darauf folgende Anrede: „Sire! Gott besucht uns heut

in der Person Ew. Majestät. Das ist eine Gnade und Ehre, deren wir nicht würdig sind, aber zugleich ein unaussprechlicher Trost. Welch Glück für uns, in dieser Wüste den großen Fürsten zu sehen, für den unsre Gebete schon seit langer Zeit täglich zu Gott empor steigen! Ja, Sire! Nichts thun wir öfter und eifriger, als Gott zu bitten, daß er Ihrer geheiligten Person allen nöthigen Schutz und erforderliche Stärke verleihen, sie mit seiner Gnade überschütten, und ihr endlich die unvergängliche Krone schenken möge, die er allen denen bereitet hat, welche das Glück gehabt haben, gleich Ew. Majestät, Jesu Christo nachzufolgen, und ihn allen Dingen vorzuziehen."

Der König antwortete: Es freue ihn sehr, endlich den Ort zu sehen, für den er alle Achtung habe, die der Frömmigkeit gebühre, welche hier herrsche. Darauf führte der Abt ihn in die Kirche, wo der König sein Gebet verrichtete, und dann in einen Saal, wo beide eine halbe Stunde ganz allein zusammen sprachen. Jetzt war die Zeit der Complete, (oder des Abend-Chorgesanges) heran gekommen, und der König wünschte, ihr beyzuwohnen. Dieser Theil des Gottesdien-

stes, der eine volle Stunde dauert, wird in la Trappe mit ganz vorzüglicher Andacht gehalten; auch schien der König davon sehr erbaut. Nach geendigter Complete wohnte er noch einer viertelstündigen Meditation bey, und dann wurde er zum Abendessen geführt, das aus Wurzeln, Eiern und Gemüse befand. So einfach die Speisen auch zugerichtet waren, fand sie der König doch schmackhaft. Der König erzeigte den zehn Personen seines Gefolges die Ehre, mit ihm zu speisen, der Abt Rancé hingegen stand neben seinem Stuhle. Der Monarch wandte sich oft um, und fragte ihn nach mancherley, was diese Einöde betraf. Als der König aufstand, ging er auf eine an der Wand gegen ihm über in einem Rahmen aufgehangene Schrift zu, welche Sentenzen gegen die Verleumdung, über die Liebe gegen Feinde und über die Verzeihung von Beleidigungen enthielt. Nachdem er sie aufmerksam gelesen hatte, sagte er: Das sind vortrefliche Grundsätze! Die sollte man nach St. Germain verpflanzen! Es sind unerläßliche Vorschriften für alle Christen, und jeder Mensch sollte sie ausüben. — Rancé mußte ihm eine Abschrift davon nach Saint-Germain schicken.

Der König unterhielt sich nach dem Essen in einem andern Saale noch eine Stunde mit der Gesellschaft, und nachher in seinem Zimmer mit dem Abte eine halbe Stunde. Am folgenden Morgen ging der König zur Terz in die Kirche, und hörte hernach die hohe Messe, bey der er niederkniete, ohne das Kissen anzunehmen, das man ihm unterlegen wollte. Sein Beichtvater war ihm immer zur Seite, jedoch ein wenig rückwärts. Hernach empfing der König das h. Abendmal. Er wohnte allen geistlichen Verrichtungen, so wie auch den Handarbeiten der Mönche bey, und äußerte in Ansehung der letztern gegen den Abt: Sie schienen ihm für Leute, die zuvor nie daran gewöhnt gewesen, gar zu hart. Rancé antwortete: Wenn man bloß zu seinem Vergnügen arbeitet, so schont man sich mehr; allein, wenn man es vom Geist der Buße getrieben thut, so nimmt man eben keine Rücksicht darauf, und findet immer Kräfte genug. — Mittags aß der König im Refectorium. Der Abt hatte für sich und vier seiner Mönche einen besondern Tisch decken lassen, allein als der König, nach gehaltenem gewöhnlichen Gebete, dieß gewahr wurde, rief er ihn zu sich, und er mußte sich neben ihn

zur rechten Hand setzen; zur linken saß der Marschall von Bellefond. Der König ward auf Zinn und Fayence bedient, und das Essen war ohngefähr so, wie am Abend zuvor. Die Mönche, deren Zahl sich auf achtzig belief, erhielten die gewöhnliche Kost. Während der Malzeit, die ohngefähr eine Stunde dauerte, ward etwas vorgelesen, und das einmal eingeführte Stillschweigen auch jezt beobachtet, wozu der König selbst das Beyspiel gab, indem er aufmerksam zuhörte. Nach Tische ging der König mit den Mönchen in die Kirche, und nach geendigtem Gebet machte er einen Spatziergang auf einer zwischen zwey Morästen durchgeführten Chaussee, von der man eine, zwar beschränkte, aber sonst angenehme, Aussicht hat. Der Abt durfte ihn nicht begleiten, weil es ihm bey seiner Schwächlichkeit zu sauer geworden seyn würde.

Der König erfuhr während seines Aufenthalts zu la Trappe, daß eine Viertelstunde davon, mitten im Walde, ein verdienstvoller Officier, der den Militärstand verlassen hatte, einsam als Büßender lebe, und mit Niemand Umgang halte, als mit seinem Beichtvater, dem Abte Rancé. Um ihn kennen zu lernen, machte

sich der König sogleich auf den Weg. Der Einsiedler schien bey diesem Besuche gar nicht verlegen zu seyn, und beantwortete alle Fragen zu des Königs Zufriedenheit. Auf des Königs Erkundigung, wann ehr er Morgens zur Messe ins Kloster gehe? antwortete der Eremit: Halb vier Uhr. Aber, sagte Lord Dunbarthon, wie machen Sie es denn im Winter, wenn es dunkel ist, wenn es regnet oder schneiet, und man weder Weg noch Steg sehen kann? Der Einsiedler erwiederte: daß es ihm wenig Ehre machen würde, wenn er solche kleine Hindernisse nicht übersteigen wollte, da er im Militairdienste vorhin viel größere überwunden habe. „Damals kam es auf eine Viertelstunde Weges gar nicht an, sondern man mußte oft die ganze Nacht durchmarschieren. Ich müßte mich schämen, wenn ich jezt geringe Beschwerden im Dienste meines Gottes für etwas rechnen wollte, da ich die nicht geachtet habe, die ich im Dienste meines Königs ertrug.“ Sie haben Recht, sagte der König; man kann sich nicht genug darüber wundern, daß die Menschen so viel, und fast um Nichts, für einen König der Erde, und fast gar nichts für den König des Himmels thun, der doch so viel

für uns gethan hat, und von dem unser ganzes Wohl und Weh abhängt.

Lord Dunbarthon fragte den Einsiedler weiter: Womit er sich beschäftige, und ob ihm nicht zuweilen die Zeit lang werde? Ich denke beständig, antwortete er, an die Ewigkeit, gegen die gerechnet das Leben nur ein Augenblick ist. Dieß ist meine Hauptangelegenheit, und wenn man mit dieser beschäftiget ist, so fühlt man keine Langeweile. Der Lord wünschte zu wissen, warum er seine Stelle aufgegeben, und sich in diese Einöde zurückgezogen habe? Ich gestehe Ihnen, sagte der Eremit, daß ich durch die Gnade Gottes auf alle Glücksgüter der Welt wenig Werth setze; und wie sollten nicht Christen eine solche Gesinnung haben, da selbst die Heyden einsahen, daß alle Herrlichkeit der Welt nichts als Blendwerk und Trug sey? Das ist wahr, sagte der König; sie bedeutet viel weniger als man sich vorstellt, und hat noch Niemands Wünsche gestillt. Ihre Lage ist glücklicher, als die der Großen, und der Tod wird einst lehren, daß Sie sich nicht betrogen haben, sie zu wählen. Hier schwieg der König; als aber Niemand das Wort nahm, fuhr er fort: Unter Ihnen und den Gro-

ßen

ßen dieser Welt ist noch ein Unterschied, nämlich der: daß Sie wahrscheinlich des Todes der Gerechten sterben werden, dagegen es höchst ungewiß ist, ob dieß bey jenen der Fall seyn wird. Der König sah den Einsiedler noch eine Weile mit einem Ausdruck an, als wenn er ihn um sein Glück beneidete, machte ihm dann ein gnädiges Compliment, und sagte: Leben Sie wohl! Beten Sie für mich, für die Königin und für meinen Sohn.

Wenn gleich die Einsiedeley vom Kloster über 500 Schritte entfernt liegt, und der Weg über sumpfige Wiesen sehr schlecht ist, so machte sich doch der König nichts daraus. Bey seiner Rückkunft wurde gerade zur Vesper geläutet, und ohne erst auszuruhen, nahm der König sowohl an dieser, als an der Complete Theil. Nach dem Abendessen unterhielt er sich noch eine Stunde mit dem Abte ganz allein.

Da der König am folgenden Morgen zeitig abreisen wollte, so ließ er durch seinen Beichtvater um halb sechs Uhr eine Messe lesen, der hierauf auch das gewöhnliche Kirchengebet für Reisende hielt. Dann ging der König auf so lange, bis die Wagen vorgefahren seyn würden,

in den Fremdensaal, wo er die Regeln, deren oben gedacht worden, mehr als einmal wieder durchlas, als wenn er sie hätte auswendig lernen wollen. Im Begriff, einzusteigen, ging der König auf Rancé zu, und sagte: Herr Abt! Hieher muß man kommen, wenn man lernen will, wie man Gott anbeten und dienen müsse. Ich werde mich bemühen, es dahin zu bringen, daß jeder in seiner Lage Ihnen in etwas nachahme, und ich hoffe, wenn Gott mir Zeit dazu vergönnt, daß diese Reise nicht die lezte gewesen seyn soll. Als der Abt geantwortet hatte, warf er sich dem Könige zu Füßen, dieser aber knieete selbst nieder, verlangte seinen Segen, und sagte: Ich ersuche Sie, beten Sie für mich, für die Königin und meinen Sohn! Rancé antwortete: dieß sehe ich als eine meiner vornehmsten Pflichten an, und ich werde damit bis zum letzten Augenblicke meines Lebens fortfahren. Als der König aufgestanden war, erblickte er zufällig einen Edelmann, der seit ein Paar Jahren sich nach la Trappe zurückgezogen hatte. Ich freue mich sehr, sagte er zu ihm, daß Sie jezt, nachdem Sie Ihr ganzes Leben durch dem Könige so gut gedient haben, Gott von ganzem Herzen

dienen. Darauf reisete der König ab, und ging nach Saint-Germain zurück. Nachher wiederholte der König seinen Besuch in jedem Jahre, wohnte selbst ein Paar Conferenzen des Convents bey, unterhielt sich mit einigen Mönchen, auch einigen Novizen, die er im weltlichen Stande als Officiers gekannt hatte, und trieb die Achtung für diese Einsiedler so weit, daß er sich nie bedeckte, so lange er mit ihnen sprach. Bey jeder Reise vermehrte sich seine Hochachtung für den Abt, so wie der König selbst in christlichen Tugenden, besonders in der Geduld und in der Ergebung in den Willen der Vorsehung, zunahm.

Bey einer dieser Reisen, im Jahre 1696 begleitete den König seine Gemahlin. Auch sie wohnte den Bußübungen der Mönche mit ihrer gewohnten Andacht bey, und war eben so erbauet von der Gottesfurcht dieser Einsiedler und der Unterhaltung mit dem Abte. Dagegen bewunderte dieser die Ergebung der Königin in den Willen Gottes, ihren Glauben, und die heldenmüthige Standhaftigkeit, womit sie den Verlust dreier Königreiche ertrug. Sie logirte mit ihren Damen in der Abtswohnung, die Rancé, wie

oben bemerkt worden, außerhalb der Ringmauer hatte erbauen lassen; der König hingegen mit seinem Gefolge in der Abtey.

Ueber den König drückt sich Rancé in einem Briefe an einen vertrauten Freund unter andern folgender maaßen aus: „den Verlust dreier Königreiche hat er mit einem Gleichmuthe ertragen, der allem, was wir Großes in der Geschichte lesen, gleich kömmt. Von seinen Feinden spricht er ohne Leidenschaft, und ohne sich solcher schmähenden Ausdrücke zu bedienen, als sich sonst wohl selbst tugendhafte Personen erlauben. Gleich dem Propheten, lobt er Gott für die Verfolgung und Demüthigung, die er aussteht. In seinem ganzen Betragen herrscht eine solche Sanftmuth, daß man glauben sollte, er sey ohne Leiden und Kummer. Wenn das Glück ihm auch noch so günstig wäre, so könnte man ihn dennoch nicht ruhiger und gleichmüthiger sehen, als man ihn unter allen Zufällen seines Lebens erblickt. Seine Zeit ist für jeden Tag so genau eingetheilt, daß kein Augenblick ungenutzt bleibt. Er betet entweder, oder spricht von geistlichen Dingen, oder lieset Andachtsbücher. Wenn er nicht einige Zeit den Geschäften, oder einer Unterhaltung wid-

men muß, die er nicht füglich vermeiden kann, so darf man wohl sagen, daß alle seine Beschäftigungen ihn zu Gott leiten, und seine Sehnsucht, ihm zu gefallen, nähren."

Ueber die Königin äußert Rancé im nämlichen Briefe sich also: „Die Gesinnungen der Königin sind denen ihres Gemahls vollkommen gleich. Sie lebt in der nämlichen Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, und betrachtet die Glücksgüther wie Irrlichter, die schnell vorüber gehen, weder Gründlichkeit noch Wahrheit in sich haben, und diejenigen betrügen, welche sich bey ihnen verweilen. — — Mit einem Worte: Ich weiß nichts größeres in der Welt, als die heilige Einigkeit dieser großen Seelen, die Gott von Ewigkeit her bestimmt hat, von Engeln und Menschen bewundert zu werden. Ich meiner Seits gestehe, daß sich mein Herz und mein Verstand daran ergötzt, so oft ich sie beobachten kann, und daß ich die Anhänglichkeit nicht auszudrücken vermag, die mir Gott für ihre geheiligten Personen verliehen hat."

Auf der andern Seite gestand der König, daß ihn in seinem Unglücke nichts so sehr getröstet habe, als die Unterhaltung mit dem Abte

Rancé; denn als er nach Frankreich gekommen sey, habe er die christlichen Tugenden noch nicht in ihrem ganzen Umfange gekannt, und erst der große Einsiedler habe ihn eigentlich von seinen Pflichten recht unterrichtet. Vor der Bekanntschaft mit ihm, habe seine Tugend bloß darin bestanden, sein Unglück geduldig zu ertragen, weil er Gott als ein höchstes, unabhängiges Wesen betrachtet, das nur für seinen Ruhm handle, und dem man unmöglich widerstehen könne. Erst der Abt von la Trappe habe ihn gelehrt, Gott als einen Vater anzusehen, der uns in Jesu Christo zu Kindern angenommen, und der in allem, was er über uns verfüge, bloß seine Liebe zu Rath ziehe.

Der König erklärte eben deshalb auch, daß er unter allen Menschen auf der Welt, Rancé mit am höchsten schätze, und zu demselben das mehreste Zutrauen habe, daher er auch gern sehen würde, wenn man den Abt dieß in den stärksten Ausdrücken versicherte. Sowohl der König als die Königin schrieben oft an ihn, und letztere bewahrte des Abts Antworten, noch nach seinem Tode, mit wahrer Verehrung auf.

Die Abtey des Clairets hatte seit ihrer Gründung unter der Oberleitung des regulirten Abts von la Trappe gestanden; als letztres Kloster aber unter Franz I. einen weltlichen Abt bekam, wurde jenes ein Filial von Clairvaux. Rancé hätte zwar, als er aus einem weltlichen Abte regulirter Abt von la Trappe ward, in die Rechte seiner Vorgänger auf Clairets, treten können, die ihm auch Niemand streitig machte; im Gegentheil trug ihm das Generalkapitel des Cistercienserordens im Jahre 1686 die Direction dieses Klosters an: Allein Rancé konnte sich nicht entschließen, sie zu übernehmen, sondern ließ den Abt von Clairvaux im Besitz.

Als der König die Frau von Vallançay zur Aebtissin dieses Klosters ernannt hatte, schrieb sie gleich nach Antritt ihrer Stelle an den Abt Rancé, er möchte nun der Verfügung des Generalkapitels, und den Wünschen der Aebte von Cisteaux und Clairvaux nicht länger widerstehen, sondern das ihm über das Gotteshaus Clairets zustehende Recht ausüben. Die Nonnen folgten ihrem Beyspiele, und baten ihn ebenfalls schriftlich darum; doch nichts konnte ihn in dem Vorsatze wankend machen, sein Kloster nicht mehr

zu verlassen, und seine Vorsorge auf dieses allein zu beschränken. Auf wiederholtes Ansuchen gab er endlich nach, weil er einsah, daß die Nonnen ein Recht hatten, darauf zu bestehen, er selbst hingegen nicht befugt sey, seinen Nachfolgern in der Abtsstelle etwas zu vergeben. So bald er sich nun erklärt hatte, die Direction übernehmen zu wollen, bat die Aebtissin ihn, daß er kommen, und das Kloster visitiren möchte. Höchst ungern entschloß er sich, seine gewohnte Einsamkeit zu verlassen, doch war er endlich Willens die Reise anzutreten, als seine Krankheit sich auf einmal dergestalt verschlimmerte, daß es nicht möglich war, seinen Vorsatz auszuführen, und so blieb die Reise bis zum Februar 1690 ausgesetzt. Dann aber trat er sie in Begleitung eines seiner Mönche an, der ihn statt eines Secretairs dienen sollte. Den Nonnen hatte er den Tag seiner Ankunft nur ohngefähr bestimmt, theils damit sie keine Zubereitungen zu seinem Empfange machen könnten, bey denen seine Demuth gelitten haben würde, theils, daß sie nicht andere davon benachrichtigen sollten, die sonst diese Gelegenheit benutzt haben würden, ihn zu Clairet zu besuchen.

Er machte die Reise in einem Tage, kam Abends an, und ging sogleich in die Kirche, wo er auf einem Teppich einen Lehnstuhl und ein Fußkissen für sich bereit fand. Allein er verbat sich alle dergleichen Ehrenbezeigungen, knieete auf dem bloßen Fußboden nieder, und hielt ein langes Gebet. Die Nonnen waren sehr neugierig, den merkwürdigen Mann zu sehen, mußten sich aber bis zum folgenden Tage gedulden. Als er selbst die Messe gelesen hatte, besah er das Kloster, und nahm alle die zu einer Visitation gehörigen Geschäfte vor. Da die Nonnen wünschten, daß er eine Ermahnungsrede halten möchte, weil ihnen bekannt war, wie sehr er sich hierin auszeichnete, so machte er ihnen dieses Vergnügen zwey Mal, wenn es ihm gleich bey seiner schwächlichen Gesundheit ziemlich sauer wurde. In zwey Tagen war die Visitation beendiget, und er wollte nun den Rückweg antreten; doch die Nonnen warfen sich ihm zu Füßen, und stellten ihm alles mögliche vor, um ihn zu vermögen, länger zu bleiben. So gerührt er auch diese Beweise von Achtung aufnahm, war dennoch nichts vermögend seine Abreise zu hintertreiben. Nach einer viertägigen Abwesenheit kam er in la Trappe wieder

an. Auf dem Hin- und Rückwege hatte er in keinem Gasthofe angehalten, sondern bloß in einem Gehölze, und hier einen Bissen Brod verzehrt.

Im Julius 1790 erhielt er den ausdrücklichen Auftrag, die Aebtissin von Clairets einzusegnen. Nach seiner Ankunft im Kloster, ward er die Nacht so krank, daß jeder andre die Ceremonie aufgeschoben haben würde; allein die große Sehnsucht, so bald als nur immer möglich in seine Einsamkeit zurück zu kehren, machte, daß er sich Gewalt anthat. Er fing die lange Ceremonie am folgenden Morgen um sechs Uhr an, und hielt die Einführungsrede mit einer solchen Stärke, daß Niemand seine Schwächlichkeit merkte; Nachmittags hielt er noch einen besondern Vortrag an die Nonnen, und ohne zur Ruhe gekommen zu seyn, ging er Tages darauf nach la Trappe zurück. Man konnte sich nicht genug darüber wundern, wie ein Mann seines Alters, von Fasten, Büßungen und Krankheit erschöpft, solche Strapazen aushalten könne. Er pflegte aber zu sagen: Es fehle uns mehr an Eifer, als an Kraft, und so bald man nur nicht auf die Stimme der Natur höre, finde man immer ganz unerwartete Hülfsmittel.

Seine Krankheit nahm zu, und die Schmerzen wurden zuweilen so heftig, daß sie ihn aller Kräfte beraubten. Dieß war der Fall im December 1690, wo er ohnmächtig wurde, als er aus seinem Zimmer die Treppe hinab ging, und herunter fiel, so daß er vor Schmerz nicht aufzustehen vermogte. Ein Layenbruder hatte den Fall gehört, sah nach, und holte Hülfe. Man hob den Abt auf, und trug ihn in seine Zelle. So heftige Schmerzen er auch litt, beklagte er sich dennoch nicht. Aber das Uebel verschlimmerte sich dergestalt, daß man ihn nach dem Krankenhause bringen mußte. Allein, da die Erleichterungen, welche die Kranken hier erhalten, unbedeutend sind, und das Leben in dieser Anstalt so beschaffen ist, daß es an jedem andern Orte für eine strenge Buße gelten würde, so verschlimmerte sich auch der Zustand, und ging in eine starke Entzündung am Schenkel über, woraus eine Rose entstand. Die Schmerzen wurden so heftig, und vermehrten sich im Liegen so sehr, daß er fünf und vierzig Tage und Nächte schlaflos, in einem Strohstuhle sitzend, zubrachte. Während dieser Zeit dachte er immer an die Leiden des Heilandes, und durch sein Beyspiel stärk-

te er sich zu einer unerschütterlichen Geduld. Er empfing mit der lebhaftesten und erbaulichsten Andacht mehrere Mal das h. Abendmal, und unterließ keine von den Uebungen, die er in diesem Zustande zu verrichten irgend im Stande war. Sichtbar machte der Gedanke seines nahen Todes, den er seine Befreiungsstunde nannte, ihm Freude, und gewährte ihm Trost. Er setzte sich über seine Leiden so sehr hinweg, daß er noch immer alle zu Leitung des Klosters nöthigen Anordnungen traf, die dann der Subprior zur Ausführung brachte. Er nahm Besuch von den Brüdern an, wies sie zurecht, tröstete sie, ermahnte sie zur Frömmigkeit, und dabey drückte sein Gesicht so viel Sanftmuth und Ruhe aus, daß man nicht vermuthet haben würde, er leide Schmerzen, wenn man es nicht sonst gewußt hätte. Erst nach sechs Monaten nahmen diese allmählig ab; seine Gesundheit besserte sich, und am Ende des Junius war er wieder im Stande, thätig zu seyn.

Während seiner Krankheit hatte er oft an den Zustand gedacht, worin er das Kloster Clairets gelassen hatte. Die Nonnen waren dort sehr geneigt, eine strengere Observanz anzuneh-

men, und besonders die Aebtissin. Indessen ging doch Rancé hierin mit eben der Klugheit zu Werke, welche ihn zuvor bey Reformirung des Klosters la Trappe geleitet hatte. Er wollte nichts, ohne einstimmige Einwilligung, einführen, nichts, was nicht von Dauer seyn würde. In den letzten Tagen des Junius 1691 reisete er nach Clairets, und fand, daß die Nonnen dreierley verschiedener Meinungen waren. Ein Theil wünschte mit Eifer eine Reform, und bat den Abt dringend darum. Einige andere erklärten: Sie fühlten sich zwar zu schwach, um eine solche Probe wahrscheinlich bestehen zu können, doch machten sie sich ein Gewissen daraus, sich einer strengeren Observanz zu widersetzen, und das Kloster eines so großen Vortheils, so wie die Kirche der Erbauung, zu berauben, die daraus entstehen können. Sie wollten sich daher alle mögliche Mühe geben, es ihren Schwestern gleich zu thun, und hofften, Gott werde ihnen Gnade erzeigen, sich allen Verrichtungen, die man einzuführen gut finden werde, zu unterziehen. Einige wenige betrachteten das Vorhaben als ein verwegenes Unternehmen, an dem die Eigenliebe und die Begierde sich auszuzeichnen, mehr Theil

habe, als der Geist Gottes. Wenn die Reform aber nicht von allen Nonnen angenommen würde, (und hierzu könnten sie, für ihre Personen, sich nicht entschließen,) so würde der Unterschied in der Lebensweise die Einigkeit, den Frieden und das gute Einverständniß stören, worin sie bisher mit einander gelebt hätten, und die man nicht sorgfältig genug erhalten könne.

Der Abt misbilligte es ganz und gar nicht, daß die Nonnen so freymüthig heraus sagten, was sie dachten; er glaubte vielmehr, man müsse nichts übereilen, sondern abwarten, ob es Gott gefallen werde, alle zu vereinigen. In diesem Sinne sprach er mit der Aebtissin, und gab ihr Anleitung, wie sie mit Sanftmuth zu Erreichung ihrer guten Absicht zu verfahren habe.

Statt, daß diese Mäßigung von seiner Seite die Ausführung seines Vorhabens hätte aufhalten sollen, wurde sie im Gegentheile dadurch beschleuniget. Gerade die Freiheit, welche man den Nonnen ließ, ob sie sich zu Annahme der strengen Observanz entschließen, oder fortfahren wollten, ihre Regel bloß in der bisherigen Art zu befolgen, erweckte den Trieb zu dem erstern in ihnen. Bis auf eine kleine Zahl, (und auch diese setzte

sich nicht dagegen,) stimmten alle übrige für die stricte Observanz, und schrieben an den Abt, mit der Bitte, daß er zu ihnen kommen, und ihnen die Regeln vorschreiben möchte, die sie befolgen sollten. Rancé gab sogleich nach, und reisete am 24sten März 1692 nach Clairets. Alsbald ließ er das Kapitel zusammen kommen, und bezeigte seine Freude über den gefaßten Beschluß, und daß die bisherige Einigkeit im Kloster nicht nur fort gedauert, sondern die wechselseitige Achtung und Nachgiebigkeit der Nonnen sogar noch zugenommen habe, auch fast alle entschlossen wären, nach Ostern einen Versuch zu machen, ob ihre Gesundheit erlauben wolle, denen nachzuahmen, deren Muth und Vertrauen sie bewunderten.

Durch diese schonende Rede gewann er alle Herzen so, daß die Aebtissin glaubte, den Vorschlag thun zu können, der Abt möchte über den vom Convente gefaßten Beschluß eine förmliche Urkunde aufnehmen. Der Abt hielt aber eine solche Eile nicht für rathsam, sondern ließ den Schwestern ein ganzes Jahr Zeit, die neue Lebensweise erst zu versuchen. Dieß wird, sagte er, eine Art von Novizlat seyn, und erst dann werden sie beurtheilen können, ob es nur eine

vorüber gehende Aufwallung war, oder ob sie aus einem wirklichen Beruf den Beschluß, sich mehr zu vervollkomnen, gefaßt haben.

Die Aebtissin befolgte diesen an sich weisen Rath um so lieber, da sie dadurch Hoffnung erhielt, daß Rancé einen vierten Besuch im Kloster machen werde. Am vierten Tage seines dießmaligen Aufenthalts kehrte er nach la Trappe zurück.

Bald darauf erhielt er ein Schreiben von einem Mönch eines der strengsten Orden, worin dieser ein großes Verlangen bezeigte, nach la Trappe sich zu begeben, wozu er sich des Abts Erlaubniß erbat. Er gab vor, daß er in der Lage, worin er sich jezt befinde, seine Seligkeit zu beschaffen nicht im Stande sey, und sich daher verbunden halte, sie zu verlassen. Solchen Gründen vermogte Rancé nie zu widerstehen, daher er antwortete: Er würde ihn gern aufnehmen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er sich hierzu entweder die Zustimmung seiner Superioren verschaffe, oder ein Breve vom Pabste bewirke, wodurch ihm der Aufenthalt in la Trappe verstattet werde. Der Mönch antwortete: Das erstere sey ihm nicht möglich, und zu dem andern

fehle

fehle es ihm an Gelde und an Credit; wenn aber der Abt die Gnade haben wolle, die Kosten des Breve selbst zu bestreiten, so verspreche er, dafür ewig dankbar zu seyn, und der Abt würde sich bey Gott das Verdienst erwerben, eine Seele gerettet zu haben, die sonst unvermeidlich verloren gehen würde.

Dieß bewog den Abt, das Breve auszuwirken, und nachdem er es erhalten hatte, gab er dem Mönche davon Nachricht, der denn auch einige Tage darauf in la Trappe ankam. Anfangs war er so eifrig und bußfertig als man nur seyn kann; aber entweder eine Unbeständigkeit, von der es nur wenige Beyspiele giebt, oder andre Ursachen, die man nicht genug kennt, veranlaßten ihn nach drey oder vier Tagen, von la Trappe sich heimlich zu entfernen, und in sein Kloster zurück zu kehren.

Ueber ein so plötzliches Verschwinden, dessen Veranlassung man nicht errathen konnte, war der Abt nicht wenig betroffen. Die Flucht des Mönchs machte Aufsehen, sie konnte Folgen haben, und so etwas läßt man in den geistlichen Orden nicht ungestraft hingehen. Es ward daher beschlossen, an dem Flüchtlinge ein Beyspiel zu

statuiren; dieser aber, um der Strafe zuvor zu kommen, beging einen zweiten, noch schlimmeren, Fehler dadurch, sich auf Kosten des Klosters la Trappe zu entschuldigen. Er kannte die Gesinnung seines Superiors, und die Vorurtheile, die dieser gegen la Trappe hatte. Er sagte ihm: daß er in la Trappe Dinge gesehen habe, die er gewiß gern erfahren würde, und wenn er sie erst wisse, so werde er ihm vielleicht nicht mehr ein so großes Verbrechen daraus machen, daß er sich dahin begeben habe, weil man doch sonst das, was er ihm offenbaren wolle, vielleicht nie entdeckt hätte, und doch sey die Kirche und der Staat gleich sehr dabey interessirt.

Der Superior hörte diese Anklage mit der Gierigkeit eines Menschen an, der Vortheile für sich daraus ziehen will, und trug dem Mönche auf, seinen Bericht schriftlich zu erstatten. Vergebens wurde dem Superior vorgestellt, daß er einem Menschen nicht trauen möchte, der erst so neue Beweise von seiner Unzuverläßigkeit gegeben habe, und der nur aus Furcht handle. Es blieb aber dabey, daß der Mönch seine mündliche Aussage gegen den Abt von la Trappe, schriftlich wiederholen mußte.

Weiter läßt sich Unwahrheit und Bosheit nicht treiben, als sie in dieser getrieben ist. Der Abt Rancé wird darin von Seite seiner Lehre, seiner Sittlichkeit, seiner eigenen und seiner Freunde Person angegriffen. Will man diesem Mönche glauben, so ist seine Lehre irrig, seine Aufführung verräth Sonderbarkeit und Neuerungssucht, er giebt seinen Mönchen ketzerische Bücher in die Hände, die voll Irrthümer und schädlicher Grundsätze sind; er bürdet ihnen die lästigsten Bußen auf, indessen er sich selbst davon befreit; er behandelt sie mit empörender Härte, so daß schon eine große Anzahl von ihnen gestorben ist, ohne daß ihn dieß gerührt hätte, weil er mit nichts als seinem Briefwechsel, mit Besuchen, und mit Neuigkeiten, die er von allen Orten her erhält, sich beschäftiget. Der Mönch giebt Rancé's Freunden schuld, daß sie Ketzer, und sowohl gegen die Kirche als den Staat übel gesinnt wären. Er stellt sich selbst als Zeugen dar, und behauptet, nichts angeführt zu haben, als was er gehört und gesehen.

So bald der Superior diesen wüthenden Aufsatz erhalten hatte, verbreitete er ihn im Publicum, ja er fand sogar Mittel, ihn dem Kö-

nige in die Hände zu spielen. Dieser wußte nun zwar, daß Rancé ein frommer, unschuldiger Mann sey, daß man unter seiner Leitung in la Trappe ein heiliges Leben führe, und daß es eine Menge Zeugen für das Gegentheil von dem gab, dessen man den Abt beschuldigte, da mehrere Personen selbst in la Trappe gewesen waren, die den Abt kannten; indessen wünschte er doch Aufklärung über die Angaben des Mönchs zu erhalten, und ertheilte daher Befehl, dieß dem Abte bekannt zu machen.

Rancé schilderte in seiner Beantwortung den Mönch so, daß dieser allen Glauben verlieren mußte. Von sich selbst, seiner Sittlichkeit und seinem persönlichen Betragen sprach er darin bescheiden, desto stärker aber rechtfertigte er sich über die Anklage, welche die Reinigkeit seiner eigenen und seiner Freunde Lehren angreift, und setzte diese in ein solches Licht, daß darüber kein Zweifel mehr statt haben konnte. Diese Beantwortung und die Zeugnisse von Personen, die sich in ganz Frankreich durch Geburt, Rang, Frömmigkeit und reine Lehre am mehrsten auszeichneten, rechtfertigen den Abt dergestalt, daß der Superior seinen Ankläger aufgeben, und ihn

nach Straßburg schicken mußte. Dieser schlimme Erfolg seiner Beschuldigungen öfnete ihm die Augen. Sein Betragen gereuete ihn, und er schrieb an einen Freund, daß er in dieser Sache nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Anstiften eines andern gehandelt habe, und er des Abts von la Trappe, so wie seiner Freunde Rechtschaffenheit kenne, dieß auch überall bekannt machen werde. In einem Briefe an Rancé selbst, datirt: Straßburg, den 28sten December 1693, versichert er diesen von seiner bittern Reue über seinen begangenen Fehler, von seiner innigen Hochachtung, und daß er zu der Niederträchtigkeit, ihn zu verleumden, bloß aus Gefälligkeit gegen leidenschaftliche Menschen verleitet worden sey.

Hatte der Mönch gleich in seinen Briefen seinen Superior nicht genannt, so zweifelte doch Niemand daran, daß dieser gemeynt sey, welcher auch sich selbst davon so überzeugt hielt, daß er sich deßhalb schriftlich bey Rancé rechtfertigte. Es war ihm leicht, einen Mann zufrieden zu stellen, der sich der Beleidigungen bloß erinnerte, um sie zu verzeihen, aber schwerer ward es ihm, sich bey dem Publicum zu rechtfertigen, und bey der Her-

zogin von Guise gab er sich deßhalb vergebliche Mühe. Diese Fürstin kam, wegen der Nähe von Alençon, das zu ihrer Appanage gehörte, oft nach la Trappe. Die vielen von ihr an Rancé geschriebenen Briefe, beweisen, daß sie für ihn alle die Achtung und ein solches Zutrauen zu ihm hatte, als er verdiente, daher Niemand mehr als sie von der Falschheit der gegen ihn angebrachten Beschuldigungen überzeugt war, weshalb sie sich auch seiner Sache mit allem dem Eifer annahm, den ihre Frömmigkeit und die Ungerechtigkeit dieser Verfolgung, ihr nur einflößen konnte. Sie sprach mit dem Erzbischof von Paris so lebhaft darüber, daß dieser dem Könige Vortrag darüber hielt, welches die Folge hatte, daß gegen den Verleumder eine Lettre de cachet ausgefertiget, und er zuerst nach Saint-Julien in Poitou, und von da nach Verdun verwiesen wurde. Aus diesem letztern Orte schrieb er unterm 21sten Januar 1696 an den Abt von la Trappe, widerrief alles, was er gegen ihn gesagt oder gethan hatte, und bezeigte ihm hohe Verehrung seiner Tugenden.

Da Rancé's Feinden dieses Unternehmen in Frankreich nicht hatte gelingen wollen, so ver-

suchten sie es nun in Rom, und thaten alles mögliche, um dem Pabste eine üble Meinung von ihm beyzubringen. Aber Rancé fand dort Beschützer, die über seine Verfolger das Uebergewicht erhielten. Ein höchst verdienter Cardinal schrieb an ihn: Alle von Ihnen in Rom verbreiteten Gerüchte haben sich jezt gelegt; die gegen Sie angebrachten Verleumdungen waren bis zu den Ohren Sr. Heiligkeit gedrungen; doch, wenn Sie Feinde und Neider hatten, die gegen Sie sprachen, so haben Sie auch Freunde und Bewunderer gefunden, die den Ungrund der Verleumdungen aufgedeckt haben. Dieses Ungewitter hat nur dazu gedient, die Achtung für Ihre seltenen Verdienste zu verstärken.

Gerade zur Zeit dieser Verfolgungen kamen Fürsten und Fürstinnen, so wie eine Menge Personen vom höchsten Stande, nach la Trappe, unter andern der Herzog von Orleans, einziger Bruder des Königs. Er blieb eine Nacht da, bewunderte das bescheidene, fromme Betragen der Mönche, und erzählte dem Könige nach seiner Rückkunft viel von der Lebensart in la Trappe, woran sich dieser sehr erbauete. Gleich nach dem Prinzen, besuchte der Cardinal von Bouillon

das Kloster, und nahm an allen Verrichtungen der Mönche Theil, wohnte auch selbst einer Conferenz mit bey.

Als auch in Rom die Bemühungen der Feinde des Abts ohne Erfolg waren, sprengten sie in Frankreich aus: Seine Mönche wären der unerträglichen, menschliche Kräfte übersteigenden, Kasteiungen müde, und wünschten, sie gemildert zu sehen, und sich von der Tyranney ihres Abts zu befreyen. Zu dem Ende hätten sich ihrer fünf und zwanzig mit einander verbunden, und eine Vorstellung an den König unterzeichnet, worin sie um eine Commission bäten, zu Untersuchung der Gewaltthätigkeiten, welchen sie täglich ausgesetzt wären. Um diesem Gerüchte mehr Glauben zu verschaffen, wurden mehreren Personen Briefe zugeschickt, mit den Nahmen von Mönchen von la Trappe unterzeichnet. Ein solches Schreiben bekam unter andern der Abt von Cisteaux, worin er dringend gebeten wurde, das Kloster zu visitiren, oder wenigstens einen Commissarius hin zu schicken, die Beschwerden der Mönche aufzunehmen, und die üble, harte Behandlung von Seite des Abts zu untersuchen. Der Abt von Cisteaux maß aber dem Inhalte so

wenig Glauben bey, daß er damals Rancé nicht einmal Nachricht davon gab, und erst später, als die Gerüchte vergangen waren, an ihn schrieb: „Wenn man sich durch ein freiwilliges Gelübd, nach einem Probejahre, verbindlich gemacht hat, so kann man sich über ein zu strenges Leben billig nicht beklagen, noch sich, ohne eine Sünde zu begehen und seine Seligkeit in Gefahr zu setzen, davon wieder befreien. Ich würde mir wenigstens ein Gewissen daraus machen, den Mönchen zu la Trappe die Erlaubniß zu ertheilen, zu einer milderen Lebensart zurück zu kehren, wenn ich nicht von der Nothwendigkeit einer Dispensation durch offenbare Thatsachen überzeugt würde."

Die Mönche erfuhren endlich diese ausgestreuten Erdichtungen und den Inhalt des Schreibens, das der Abt von Cisteaux erhalten hatte. Sie schrieben daher an ihn: Alles dieses wären nur Lügen und Verleumdungen, daher sie, völlig frey, und in keiner andern Absicht, auch aus keinem andern Bewegungsgrunde, als bloß, um ihre wahre Gesinnung zu erkennen zu geben, ihm hiermit eine förmliche Erneuerung ihres Gelübdes, das sie schriftlich aufgesetzt und unterzeichnet hätten, übersendeten.

Diese Erklärung, die das Gepräge der Frömmigkeit und christlichen Aufrichtigkeit hat, wurde im Publicum bekannt, und brachte die üble Nachrede und Verleumdung auf einige Zeit zum Schweigen. Aber gerade das, was den Neid ganz vernichten sollte, giebt ihm oft nur neue Kräfte.

Ein Geistlicher, der zu la Trappe Noviz gewesen war, und seit dieser Zeit verschiedene Reisen dahin gemacht, auch dem Anschein nach an des Abts Vertrauen einigen Antheil gehabt hatte, wußte sich eine Anzahl von dessen Briefen zu verschaffen, und machte eine Sammlung davon, wozu bloßer Eigennutz ihn verleitete. So bald er wieder nach Paris kam, bewirkte er die Erlaubniß zum Druck und ein Privilegium, worauf er die Handschrift einem Buchhändler überließ, um sie heraus zu geben. Ein Freund von Rancé erfuhr dieses, und gab ihm sogleich davon Nachricht. Dieser nahm es sehr übel, daß man ohne sein Vorwissen, sogar wider seinen Willen, über sein Eigenthum auf solche Art schalten wollte. Er beklagte sich darüber bey dem Kanzler, und bat ihn, den Druck zu untersagen, und auf das, was etwa schon gedruckt sey, Be-

schlag zu legen. Dieß geschah sogleich: Aber kaum waren drey Monate vergangen, so kam das nämliche Werk unter einem andern Titel, und mit einigen Zusätzen des gedachten Geistlichen, zum Vorschein. Er schenkte sogar dem Kanzler ein Exemplar davon, der gar nicht vermuthete, daß es eben das Buch sey, dessen Druck er verboten hatte. Als er aber dahinter kam, ließ er den Geistlichen so fort zu sich kommen. Zuvor war die Herausgabe bloß aus dem Grunde verhindert worden, weil man sie wider Willen des Verfassers veranstaltet hatte; jezt versicherte der Geistliche, er habe nichts ohne Einwilligung des Abts von la Trappe gethan. Zwar wolle er nicht gern als Verfasser des Buchs bekannt seyn, und es nicht unter seinem Nahmen erscheinen lassen, allein er wünsche doch, daß es gedruckt werde, weil er es dem Publicum für zuträglich halte, und hierzu habe er ihm einen ausdrücklichen Auftrag ertheilt. Eben dieses sagte der Geistliche auch zu dem Oberpräsidenten des Pariser Parlaments, und zu mehreren Personen vom Stande, die des Kanzlers Achtung und Zutrauen, in vorzüglichem Grade besaßen. Da man wußte, daß Rancé den Herausgeber zu sei-

nen Freunden rechnete, und da letzterer an allem, was erstern betraf, einen eifrigen Antheil nahm, so verfiel man gar nicht darauf, daß er aus eigennützigen Absichten gehandelt habe, sondern fand das, was er anführte, ganz wahrscheinlich, und ein Schein von Aufrichtigkeit, so wie die Unbefangenheit, mit der er alles vorbrachte, verschafften ihm um so eher Glauben.

Dieser Vorfall war Rancé's gutem Rufe höchst nachtheilig. Sein Schreiben an den Kanzler, daß er die Herausgabe seiner Briefe verhindern möchte, und die dem Geistlichen ertheilte Anweisung zum Drucke, ließen sich, als völlig widersprechend, nicht mit dem Begriff von Rechtlichkeit vereinigen. Wenn er, sagte man, selbst den Chef der Justitz so compromittiren kann, für wen wird er denn sonst noch Achtung haben? Mehr bedurfte es nicht, um ihm um die Gunst und die Achtung des Kanzlers zu bringen, der ihn vorzüglich geschätzt hatte. Rancé wußte von diesen Vorfällen in Paris kein Wort, und würde auch noch lange nichts davon erfahren haben, wenn ihn nicht eine Person von hohem Stande, ein naher Verwandter des Kanzlers, davon benachrichtiget, und auf die üblen Folgen, die da-

raus entstehen müßten, aufmerksam gemacht hätte. Rancé war darüber erstaunt und niedergeschlagen. Sein Gewissen machte ihm zwar keine Vorwürfe, doch ersah er aus den erhaltenen Briefen, daß es schwer halten würde, den wichtigsten Männern im Staate, die von ihm gefaßte üble Meinung zu benehmen. Er machte indessen den Versuch, und erklärte die Behauptung des Geistlichen für unwahr. Allein sein erstes Schreiben war fruchtlos; er schrieb zum zweiten Male, aber dieß half eben so wenig; er setzte darauf alle seine Freunde in Bewewegung, doch auch diese richteten nichts aus. Der Geistliche blieb immer bey dem, was er einmal behauptet hatte, und wußte dieß zu bescheinigen, daß er nicht einmal einen Verdacht von Unredlichkeit erregte.

So vergingen sieben bis acht Monate, ohne daß es Rancé möglich war, den üblen Eindruck auszulöschen, als einer seiner Mönche, der Sohn eines der vornehmsten Staatsdiener, ihn bat, seinen Vater zum Vermittler der Sache zu machen; denn nach seiner Versicherung besaß dieser die Achtung und das Vertrauen des Kanzlers in hohem Grade. Der Abt war damit zufrieden, und der Mönch meldete nun seinem Vater den

ganzen Hergang der Sache, mit Beyfügung der vom Abte deßhalb erlassenen Schreiben; kurz, er setzte ihn in den Stand, den Kanzler und alle gegen den Abt eingenommenen hohe Personen von seiner Unschuld überzeugen zu können. Der Vater des Mönchs erfüllte des Sohns Bitte um so lieber, weil er selbst sich für Rancé interessirte. Es gelang ihm auch so, daß der Kanzler dem Abte die vorige Achtung und Gunst recht gern von neuem schenkte, und dem Vermittler auftrug, ihn davon zu versichern. *In der That* verdoppelte er auch seit dieser Zeit die Beweise seines Wohlwollens. Auch die übrigen irre geleiteten Personen, kamen von ihrer vorgefaßten Meinung zurück.

Nicht lange war dieser verdrüßliche Vorfall vorüber, so wurde Rancé's Ruhe von neuem gestört. Als er den Tod des berühmten Doctor Arnaud erfuhr, schrieb er an den Abbé Nicaise, Canonicus der Heiligenkapelle zu Dijon, der beynahe achtzig Jahre alt war, und sich auf das Land begeben hatte, um desto ungestörter an sein Ende denken zu können, folgenden Brief: „So ist denn Hr. Arnaud endlich gestorben, und seine Laufbahn, die er so weit als er konnte,

verfolgt hatte, mußte sich schließen. Was man auch sagen möge: viele Streitfragen haben nun ein Ende! Für seine Parthey war seine Gelehrsamkeit und sein Ansehen von großem Gewicht. Glücklich ist der, der keine andre hält, als die Parthey Jesu Christi, und alles bey Seite setzt, was ihn davon abziehen, oder auch nur für einen Augenblick zerstreuen könnte, vielmehr sich so fest an sie anschließt, daß nichts im Stande ist, ihn davon los zu reißen."

Arnaud's Freunde waren unzufrieden mit diesem Briefe: sie beschwerten sich darüber gegen den Abt Rancé in starken Ausdrücken, und ließen einige ihrer Schreiben drucken. Am heftigsten erklärte sich Hr. v. Tillemont dagegen. Dieser verlangte, Rancé solle widerrufen, und durch eine öffentlich bekannt gemachte Schrift die nachtheilige Meinung, die er von Arnaud veranlaßt habe, wieder auslöschen. Rancé antwortete darauf: „Das Schreiben, das Sie an mich zu erlassen mir die Ehre erzeigt haben, ist von mir mit möglichster Aufmerksamkeit erwogen worden, und nunmehr, nachdem ich die mir vorgelegten Gründe vor Gott mit vorzüglicher Anstrengung meines Nachdenkens geprüft habe, muß

ich gestehen, daß anstatt bey mir einen Zweifel zu erregen, oder in Ansehung des von Ihnen berührten Gegenstandes und meines Betragens dabey, mir den mindesten Scrupel zu machen, ich mich mehr als jemals in meiner Meinung bestärkt fühle, und vollkommen überzeugt bin, hierin den Willen Gottes befolgt zu haben. Mein Gewissen, das ich zu Rath gezogen habe, sagt mir nichts anderes, als daß ich bis an mein Ende dabey bleiben soll, und diesen Entschluß habe ich auch gefaßt. Es thut mir sehr leid, Ihrem Verlangen nicht Genüge leisten, und bey dieser Gelegenheit, wie ich es bey jeder andern thun würde, beweisen zu können, daß ich in Wahrheit und mit vieler Hochachtung bin rc."

Allen übrigen, die in dieser Angelegenheit an Rancé geschrieben hatten, antwortete er entweder gar nicht, oder mit großer Mäßigung.

Rancé's körperlicher Zustand verschlimmerte sich täglich. Er konnte den rechten Arm und die rechte Hand gar nicht mehr gebrauchen, und er litt beständig heftige Schmerzen. Vom Alter gedrückt, von einer dreyßigjährigen nie unterbrochenen Buße erschöpft, war er nicht mehr im Stande, alle seine Pflichten mit der ehemaligen

Pünkt-

Pünktlichkeit zu erfüllen, ob er gleich sonst noch eben die Geisteskräfte, eben den Eifer hatte, und sein Ansehen, seine Achtung, Liebe und Zutrauen bey seinen Untergebenen, statt abzunehmen, täglich wuchs. An den Handarbeiten konnte er nicht mehr Theil nehmen, dem Kapitel nur selten beywohnen, und nicht mehr so oft Ermahnungsreden halten, die seine Mönche zur Buße erweckt, und sie in der Andacht erhalten hatten. Er fürchtete, daß nach und nach eine Erschlaffung entstehen, und der Eifer erkalten möchte, den sein Beyspiel genährt hatte. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, seine Stelle nieder zu legen, um sich als bloßer Mönch im Gehorsam zu üben, und Gott allein zu leben. Er faßte daher den Entschluß, die Abtey in die Hände des Königs zu resigniren, und bey den vielen Beweisen, die ihm dieser von seiner Gnade und seinem Schutze gegeben hatte, zweifelte er nicht, er werde einen Nachfolger ernennen, der auf die genaue Befolgung der von ihm im Kloster la Trappe eingeführten Regel halten würde.

Er zog dieserhalb seine Freunde zu Rath, deren Meinungen bey einer so bedenklichen Sache getheilt waren. Einige hielten dafür, eine

Veränderung in der Klosterdirection würde eher gefährlich als nützlich seyn; schon der Schatten seines Ansehens werde mehr geachtet werden, als alle Autorität, die ein andrer sich erwerben könne; die Stärke seiner Seelenkräfte, die Gott ihm erhalten habe, machten doch die Hauptsache aus, und mehr als alles übrige; kein Mensch werde sich daran stoßen, wenn er nicht mehr in allen Stücken das Beyspiel gebe, da die offenbare Unmöglichkeit ihn davon loszähle; mancher Mönch sey als solcher ein vortrefliches Subject, der aber keine Fähigkeiten zur Direction habe; das menschliche Herz sey so unerforschlich, daß er, bey aller seiner Einsicht, doch leicht in der Wahl seines Nachfolgers einen Fehlgriff thun könne, den er immer bereuen würde; Ehrenstellen führten eine ganz eigene Versuchung bey sich, und selbst der reinsten Tugend werde es schwer, dieser zu widerstehen; endlich so sey auch zu befürchten, daß zwey Aebte in dem nämlichen Kloster leicht zu einer Spaltung Veranlassung geben dürften, und hieraus Uneinigkeit entstehen möchte, wenn einige Mönche ihm ferner anhingen, die sich an die Leitung eines andern nicht gewöhnen könnten, dagegen es andre mit dem

halten würden, der nun seine Stelle eingenommen hätte.

Rancé hingegen und einige andre seiner Freunde waren der Meinung: Ein Superior sey nur um seiner Stelle willen da, und sobald er nicht mehr im Stande sey, die damit verknüpften Pflichten zu erfüllen, sey er Gewissens halber verbunden, sie aufzugeben. Dieß sey nun gerade in la Trappe der Fall. Hier wären die Mönche gewohnt, ihren Abt immer an der Spitze zu sehen, und eine so harte Lebensart, gegen die sich die Natur beständig auflehne, könne ohne das Beyspiel des Superiors, ohne ununterbrochene Aufsicht, nicht von Dauer seyn. In la Trappe sey es einer der wesentlichsten Puncte, sich in allen Stücken an den Abt zu halten, ihm nicht das mindeste zu verbergen, ihn oft um Anweisung und Rath zu bitten, und bey ihm Trost in ihren Leiden zu suchen; die Schwachen müsse er unterstützen, die Trägen ermuntern, die gar zu Eifrigen zurück halten. Für solche Geschäfte sey ein Kranker nicht gemacht, und müsse darunter erliegen. Sein Zustand halte die Mönche auch oft zurück, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, aus Furcht, ihm lästig zu werden. Die-

sem allen fügte Rancé noch bey, daß er Zeit haben würde, seinen Nachfolger zu bilden, so daß, wenn es Gott gefallen sollte, ihn abzurufen, man die Veränderung weniger gewahr werden, und eigentlich bloß eine Verschiedenheit der Personen statt finden würde.

Rancé schrieb nun an den König, und bat um seine Entlassung. Nach Anführung der Bewegungsgründe, fährt er in seiner Bittschrift also fort: „Ich würde nicht alles thun, Sire! was Gott von mir fordert, wenn ich Ew. Majestät nicht auch vorstellte, daß wenn ich gleich meine Stelle nicht ganz so versehen habe, wie ich wohl gesollt hätte, Gott dennoch nicht unterlassen hat, in diesem seinem Hause eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen zu versammeln, die, in wahrer Vergessenheit aller gegenwärtigen Dinge, und in gläubiger Erwartung der zukünftigen, Gott in der Stille dienen, und deren vornehmstes Geschäft ist, ihre Herzen und Stimmen Tag und Nacht zum Himmel zu erheben, um ihn für die Erhaltung und Segnung Ihrer geheiligten Person, den Erfolg Ihrer Waffen, und das Glück des Staats anzuflehen.“

„Ich bin überzeugt, daß wenn Ew. Majestät

von der Beschaffenheit des Klosters und den Gesinnungen seiner Bewohner genaue Kenntniß hätten, bey Ihrer Liebe zum Guten, diese einfältigen Seelen, die sich, ohne jemanden zur Last zu fallen, Gott als ein Opfer für die Ruhe und das Heil einer Welt hingeben, der sie nicht mehr angehören, und um die sie sich nicht weiter zu bekümmern gelobt haben, des Schutzes vorzüglich werth halten würde."

„Ich hoffe von Ew. Majestät Gnade und Liebe zur Religion, wovon Sie bey jeder Gelegenheit so herrliche Beweise geben, daß Sie den von mir gefaßten Entschluß zu genehmigen geruhen, und Ihr Angesicht nicht von einer Anstalt abwenden werden, die Sie bisher so günstig angesehen haben, und die ihre Stelle unter den großen, zu Befestigung des Reiches Jesu Christi und zur Erbauung der Kirche, von Ihnen verrichteten Thaten, einnehmen wird. Ich wage es, selbst zu versichern, daß an dem Tage, wo die furchtbare Macht, welche den Ruhm Ihrer Waffen, und die Verherrlichung Ihres Nahmens bis an der Welt Ende verbreitet hat, von Ihnen wird genommen werden, es Ihnen zu keinem geringen Troste gereichen dürfte, sich durch

das inbrünstige Gebet derer bey Gott unterstützt zu wissen, die wegen der Heiligkeit ihres Lebens erhört zu werden verdient haben."

„Bis zum letzten Hauche unsers Lebens, Sire, werden wir Gott bitten, Ew. Majestät mit jeder Gnade und Segen zu überschütten, und daß, wenn Sie nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, nach seinem Willen über die Menschen zu gebieten aufhören, er Sie mit seinen Engeln ewig im Himmel regieren lasse." *)

In einer Nachschrift hatte Rancé noch hinzu gefügt: „Ew. Majestät bitte ich um Erlaubniß, noch den Wunsch äußern zu dürfen, daß es mir zu einem großen Troste gereichen würde, wenn ich noch vor meinem Absterben denjenigen kennen lernen könnte, dem Sie die Abtey zu verleihen geruhen wollen."

Rancé schickte diese Vorstellung seinem alten Freunde, dem Erzbischofe von Paris, (Franz von

*) Es ist in der That auffallend, wie ein Mann, der sich die Aufrichtigkeit zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte, solche Schmeicheleien einem Könige sagen konnte, der damals noch das Blut und Vermögen der Unterthanen, seiner Ehrsucht aufopferte, und im offenbaren Ehebruche lebte.

Harlay) zu, um sie dem Könige zu übergeben, und äußerte zugleich, er vertraue der Gnade des Königs, daß er ihm einen Nachfolger geben werde, der die erforderlichen Eigenschaften besitze, das Gute aufrecht zu erhalten, welches durch Gottes Gnade in la Trappe gestiftet worden sey.

Der König las die Vorstellung des Abts, und befahl dem Erzbischofe, Rancé zu melden: Er werde die Sache vor Gott überlegen, und ihm dann wissen lassen, was er zu Erfüllung seiner Wünsche thun könne. Dafür dankte Rancé dem Könige in einem besondern Schreiben, worin er unter andern sagt: „Wir, (nämlich er und seine Mönche,) werden Gott bitten, daß er Ihnen die zu Füßen lege, die so verwegen waren, sich gegen Ew. Majestät aufzulehnen, und sich Ihren Entwürfen zu widersetzen, von denen man behaupten kann, daß sie voll außerordentlicher Weisheit und Gerechtigkeit sind."

Der König ernannte bald darauf den Prior von la Trappe, Dom Zozime, (der zuvor als Weltmann den Nahmen Peter Foisil geführt hatte,) zu seinem Nachfolger, und befahl dem Gesandten zu Rom, die Ausfertigung der Bulle zu bewirken, welche ohne alle Kosten ertheilt

wurde. Dom Zozime ward am 28sten December 1695 eingeführt, und vom Bischofe von Seez den 22sten des folgenden Monats eingesegnet.

Rancé befolgte nunmehr das Gelübde des Gehorsams nach der Regel des h. Benedicts in seinem ganzen Umfange. Da er zu schwach war, in das Kapitel zu gehen, so ließ er sich hinein tragen, und warf sich dann dem Abte mit den Worten zu Füßen: Mein Vater! Ich komme, um Ihnen den Gehorsam anzugeloben, den ich Ihnen als meinem Superior schuldig bin, und Sie zu bitten, mich eben so, wie den geringsten Ihrer Untergebenen zu behandeln. Der Abt war über eine so tiefe Demuth betroffen, und da er Rancé vergeblich bat, aufzustehen, so knieete auch er nieder, umarmte ihn, und sagte: Und ich, mein Vater, ich erneuere den Gehorsam, den ich Ihnen bey meinem Eintritt in dieses Haus angelobt habe, und verspreche, ihn nie aus den Augen zu setzen.

Der ganze Convent ward hierdurch um so mehr erbaut, da man vielleicht im Cistercienser-Orden noch kein Beyspiel hatte, (wenigstens es doch etwas ganz ungewöhnliches ist,) daß ein freiwillig abdankender Abt seinem Nachfolger ein

Gelübde des Gehorsams ablege. Bey Rancé war dieß keine bloße Zeremonie; er that nichts mehr ohne Erlaubniß, und war hierin äußerst pünktlich. Indessen gestattete ihm der Abt ein für alle Mal, alles zu thun, was ihm gut dünke, wovon Rancé aber keinen Gebrauch machte, sondern sich für jeden einzelnen Fall Erlaubniß erbat.

Eben so wenig war von Seiten des Abts die Erneuerung seiner Verpflichtung, zu gehorchen, ein bloßes Compliment. Er betrachtete Rancé immer als seinen Vater, der ihn Jesu zugeführt hatte, und als seinen Lehrer, dem er der Heiligen Wissen verdankte. Er that nichts ohne sein Vorwissen, fragte ihn in allem um Rath, und befolgte seine Meinung so pünktlich, als es der geringste Mönch nur hätte thun können. Eine zärtliche, aufrichtige Liebe, eine tiefe Verehrung seiner Tugenden, knüpften ihn mit unauflöslichen Banden an seinen Vorgänger.

Weit entfernt, sich die Nachgiebigkeit des Abts zu Nutz zu machen, lehnte Rancé alle Geschäfte von sich ab, und vermied selbst den Schein, sich in irgend etwas zu mischen. Er gab immer zuerst das Beyspiel von der dem Abte

schuldigen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Erlaubte es irgend seine Gesundheit, so ging er in das Kapitel, klagte sich hier wegen seiner Versehen an, bat um Auflegung einer Buße, und that überhaupt alles, was ein bloßer Mönch thun konnte.

Seine Abdankung und sein Betragen nach derselben, fanden beym Publicum so allgemeinen Beyfall, daß seine Feinde und Neider selbst auf eine Zeitlang verstummten. Der Abt von Citeaux gab ihm dieses in einem Schreiben zu erkennen, mit dem Beyfügen: Jedermann sey überzeugt, daß er diesen Schritt bloß aus Demuth gethan habe, und um in der Stille an die Vollendung seiner Laufbahn und seiner Vervollkommnung zu denken. Der Abt halte indessen dafür, daß Rancé, der Entsagung seiner Würde ohnerachtet, nicht umhin könne, sich seiner Mitbrüder eben so wie zuvor anzunehmen. Dieß befolgte auch Rancé, schloß aber von seinen Dienstleistungen alles das aus, was auf die Direction des Klosters einigen Bezug haben konnte, oder ihn gewisser Maßen an der Autorität des Abts hätte Theil nehmen lassen.

Was seine auswärtigen Verbindungen be-

trift, so faßte er den Entschluß, sie ganz und gar aufzuheben, und selbst allen Briefwechsel, den mit einigen wenigen vertrauten Freunden ausgenommen, abzubrechen, sich in das Krankenhaus, (das er ohnehin nicht mehr zu verlassen im Stande war,) wie in ein Grab zu verschliessen, und nur noch an Tod und Ewigkeit zu denken.

Es war ihm aber dennoch nicht möglich, an den Angelegenheiten des Klosters keinen Theil mehr zu nehmen. So bald das geringste vorfiel, wendete man sich immer an ihn. Die Mönche, deren Verehrung durch seine Abdankung sich noch vermehrt hatte, konnten seines Trostes und seiner ihnen so ersprießlichen Unterhaltung nicht entbehren. Mit unbegrenztem Vertrauen öffneten sie ihm ihr Herz, und fragten ihn um Rath. Der Abt misbilligte dieß nicht nur nicht, sondern munterte sie auch selbst dazu auf.

Auswärtige konnten sich eben so wenig entschließen, die Verbindung mit ihm aufzugeben. Manche schrieben an ihn, und erbaten sich seine Anweisung, andre kamen zum Theil von weit her, um ihn selbst zu sprechen, und ihn zu Rath zu ziehen. Zwar antwortete er Anfangs nicht,

nahm auch keine Besuche an, doch mußte er endlich nachgeben, da es ihm erleuchtete Männer zu einer Gewissenssache machten. Aber dieß gab seinen Feinden zu neuen Verleumdungen Veranlassung. Sie sagten: Er habe nur von dem lästigen Theile der Abtsstelle sich los gemacht, sich aber den angenehmen und die Unabhängigkeit vorbehalten; er werde sich nie entschließen, das Stillschweigen selbst zu beobachten, das er andern mit solcher Strenge, wovon es kein Beyspiel gebe, auferlegt habe; als er noch Abt gewesen sey, hätte er sich vermöge seiner Stelle davon frey gemacht; was er denn jezt, wo er ein bloßer Mönch, und der Regel wie jeder andre unterworfen sey, für eine solche Ausnahme anführen könne?

Seine Freunde antworteten: Die christliche Liebe, die über die Klosterregel erhaben sey, befreie ihn davon. Ein Mann von solchen Einsichten, der der Kirche so nützlich gewesen sey, und ihr noch jezt große Dienste leisten könne, dürfe nicht wie ein bloßer Mönch betrachtet, und den nämlichen Vorschriften unterworfen werden. Der allgemeine Nutzen müsse einem besondern Gebrauche vorgehen; Rancé's Betragen beruhe

auf dem Urtheile der verständigsten, darüber zu Rath gezogenen, Männer, und auf der ausdrücklichen Erlaubniß, selbst dem Befehle, seiner geistlichen Vorgesetzten. Aber die, Rancé deshalb gemachten, Vorwürfe dauerten dem ohnerachtet fort, obgleich die nämlichen Menschen, die sie ihm machten, damals, als er Briefwechsel und Besuche ablehnte, ihm Schuld gaben: Dieß geschehe bloß, um seine Geistesschwäche zu verbergen, und er entziehe sich den Menschen nur deshalb, weil er sich vor ihnen nicht mehr mit Ehren sehen lassen könne. Auf welche Art sich Rancé dabey benahm, ersieht man aus folgendem Briefe an einen seiner Freunde:

„Schon seit langer Zeit findet man ein Vergnügen daran, Dinge von mir zu sagen, die bloß in der Einbildung einiger übel gesinnten Personen ihren Grund haben. Ich versichere Sie aber, daß dieß meine Ruhe gar nicht stört, und mir nicht die geringste üble Laune verursacht, weder in Ansehung derer, welche dergleichen erfinden, noch derer, die es weiter verbreiten. Ich ziehe im Gegentheil einen bedeutenden Nutzen davon; denn es giebt mir Veranlassung, meinen Feinden zu verzeihen, mich vor den Fehlern zu

hüten, derer sie mich beschuldigen, für sie zu beten, und das Böse, das sie von mir sagen, nicht durch mein Betragen wahr zu machen. In der That giebt es nur Einen Schaden, den sie mir zufügen könnten, nämlich den: Wenn sie mir die christliche Liebe raubten; doch dieses wird ihnen nie gelingen, denn Gott, der sie in mein Herz gepflanzt hat, wird sie darin, aller ihrer Bemühungen ohnerachtet, auch bewahren. Und wenn selbst die Hölle und die Erde mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, so können sie dennoch gegen die nichts ausrichten, die Jesus Christus beschützt. Nach allen den Beweisen, die er mir von seinem Schutze gegeben hat, und noch täglich giebt, darf ich nicht daran zweifeln, zu dieser Zahl zu gehören. Der h. Augustin sagt hierüber etwas sehr merkwürdiges, nämlich: daß so lange, als der Teufel kein Christ wird, diejenigen, welche Christo nicht angehören, seine Anhänger beständig bekriegen werden. Ich habe oft gesagt, und sage es noch jezt: Wenn es möglich wäre, so müßte man sich Feinde mit Gold erkaufen. Diese Gesinnung ist mir schon längst eigen; sie ist mir zu theuer, als daß ich mich darum bringen sollte, und ich hoffe, sie mir bis

an mein Ende zu erhalten. Beklagen Sie mich also nicht weiter; denn nach meinen Regeln, welche die des Evangeliums sind, verdiene ich eher Neid als Mitleiden. — Was das Gerede betrift, daß meine Krankheit meine Geisteskraft geschwächt habe, so kann ich Sie versichern, daß diese Leute mich weder selbst gesehen, noch über mich von denen Nachricht eingezogen haben, die um mich sind und mich kennen. Durch die Gnade Gottes haben alle mich betroffene Krankheiten weder mein Herz noch meinen Kopf angegriffen. Ich habe sie aus der Hand Gottes mit völliger Ergebung angenommen, und so nehme ich sie noch jezt an. Was ich vor zwanzig Jahren war, bin ich noch jezt, und wenn es darauf ankäme zu Jesu Christi Ehre zu schreiben, so würde ich es mit eben der Lebhaftigkeit und Freiheit thun, als jemals, denn der Geist ist noch willig, obgleich das Fleisch schwach ist. Glaubt man deshalb, daß meine Seelenkräfte geschwächt seyen, weil ich mich gegen die, welche mich angegriffen, nicht gerührt habe, so irret man sich. Habe ich geschwiegen, so geschah es deshalb, weil ich glaubte, daß Gott es so wollte, so wie, weil ich ein Christ bin, also nicht Böses mit Bösem vergelten darf, son-

dern Gott die Rache anheim stellen, und denen, wo möglich, Gutes erzeigen muß, die mir Böses zuzufügen suchen."

Daß Rancé wirklich seinen Feinden Gutes zu thun suchte, davon zeigen folgende Beyspiele. Einer seiner Freunde bat ihn um ein Empfehlungsschreiben für den Sohn eines Mannes von Stande, der immer sein offenbarer Widersacher gewesen war, und alles angewendet hatte, ihn unglücklich zu machen. Rancé war sogleich willig dazu, und schrieb an seinen Freund so dringend, daß dieser ihm antwortete: Er wisse vielleicht nicht, daß der Empfohlne ein Sohn seines grausamsten Feindes sey? Im Gegentheil, erwiderte Rancé, weiß ich dieß recht gut, und eben deßhalb habe ich so dringend geschrieben. Wäre es für den Vater des Empfohlnen gewesen, so würde ich noch mehr zu thun gesucht haben; denn am Ende betrügt man sich doch, wenn man sich einbildet, ein Christ zu seyn, ohne die Vorschriften des Evangeliums auszuüben.

Ein andrer seiner Freunde äußerte einst im Gespräche, daß in der Rache etwas süßes sey, und er es nicht von sich erhalten könne, seinen Feinden zu vergeben. Rancé sagte ihm alles,

was sich nur dagegen sagen läßt, und unter andern, was schon oben angeführt ist, daß wenn man einsähe, von welchem Nutzen Feinde sind, man sie mit Gold aufwiegen würde. Der Freund gab ihm zwar Recht, meinte aber, er könne nicht Herr über sein Herz werden. Da stand Rancé plötzlich auf, und sagte mit einer Lebhaftigkeit, die sich von einem Kranken, der sich kaum rühren konnte, gar nicht erwarten ließ: Wissen Sie wohl, daß der, welcher Feinde hat, Herr über das Urtheil ist, das Jesus an dem schrecklichen Tage des Gerichts entweder für oder gegen ihn fällen wird? Denn der Mund der Wahrheit, der nie lügen kann, versichert uns: Wer vergiebt, dem soll vergeben werden! Mit einem Worte, es wird uns widerfahren, was wir Andern haben widerfahren lassen, und mit dem nämlichen Maaße gemessen werden, womit Wir Andere gemessen haben.

Rancé's körperliche Beschwerden nahmen immer mehr zu, und er wurde täglich schwächer. Man hielt dafür, daß er schlechterdings Fleischspeisen, welche die Regel den Kranken erlaubt, genießen müsse. Es kostete aber große Mühe, ihn hierzu zu bringen, und hinterher machte er

sich Vorwürfe darüber, und klagte, daß man ihn wolle unbußfertig sterben lassen. Diese beständige Strenge gegen sich selbst, setzte seine Brüder in Verlegenheit, und betrübte sie; einer unter andern sagte zu ihm: Er habe in der Kirchengeschichte ein Beyspiel gefunden, das alle seine Bedenklichkeiten heben könne. Er las ihm hierauf vor: daß als ein Einsiedler, der ein eben solches büßendes und erbauliches Leben geführt, und den jeder seiner Brüder als ein Muster von Tugend betrachtet habe, im hohen Alter krank geworden sey, er einige Erleichterung anzunehmen gezwungen worden, die er bis dahin immer abgelehnt hatte. Da indessen sein Gewissen ihn deshalb beunruhigte, so versammelten sich die verständigsten, in der Wüste lebenden, Väter, um diese Schwierigkeit aufzulösen. Einstimmig entschieden sie, daß wenn der Einsiedler die Erleichterung, wozu man ihn gezwungen, von selbst gewünscht und sie sich selbst verschafft hätte, er sicher des Lohns für seine vorige Buße verlustig gehen würde; wenn er sie aber wider Willen und ungern, bloß durch seine Krankheit dazu gezwungen, annehme, so werde er sich den ganzen Verdienst seiner früheren Mühseligkei-

ten erhalten, und die Belohnung dafür nicht einbüßen.

Rancé's Lebensart im Krankenhause war diese. Er stand Morgens um halb drey Uhr auf, ging zwischen drey und vier Uhr in die Messe, von vier bis halb sechs Uhr widmete er sich dem Gebete, dann hielt er die Prima *). Hierauf wurde ihm die Hand verbunden, welches ihm jedesmal große Schmerzen verursachte, weil seine Nerven ganz bloß lagen. Von sechs Uhr an beantwortete er die eingegangenen Briefe, oder beschäftigte sich auf eine andere nützliche Art bis zur hohen Messe; dann sagte er sein Officium (Stundengebet) her, las im neuen Testamente, und betete für sich bis zur Essenszeit. Nach Tische las er das alte Testament, sprach mit seinen Brüdern, oder mit Fremden, die ihn besuchten, und von drey Uhr an bis zum Abendessen der Mönche, blieb er allein, sah entweder seine Schriften durch, oder arbeitete an neuen. Während der ersten zwey oder drey Jahre seines Aufenthalts im Krankenhause, arbeitete er seine Be-

---

*) Die erste von den horis canonicis; das erste der Gebete, wozu katholische Geistliche verpflichtet sind.

trachtungen über die Evangelien aus. Nachher nahmen aber seine Schmerzen so zu, und wurden so anhaltend, daß er nichts mehr schreiben konnte, und er brachte nun einen guten Theil seiner Zeit mit Hersagen der Psalmen hin. So verlebte er die letzten fünf bis sechs Jahre seines Lebens, behielt aber dabey bis an seinen Tod, alle Gegenwart des Geistes, Beurtheilungskraft, Sanftmuth und Ruhe des Herzens; doch wurde die letztre noch harten Proben unterworfen. Die erste war, der Tod des Abts, Dom Zozime. Er wurde auf einmal von einem bösartigen Fieber befallen, welches in wenigen Tagen so zunahm, daß man ihn in ein besondres, vom Schlafsaale entferntes, Haus bringen mußte, damit Niemand von ihm angesteckt würde. Man gab ihm einige Layenbrüder zu seiner Pflege, die sich freiwillig dem Tode widmeten. Der fromme Mann fühlte bald, daß sein Tod nahe sey; er empfing die letzten Sacramente, und starb so erbaulich als er gelebt hatte. Dieser Todesfall setzte Rancé in eine neue Verlegenheit. Die Besetzung der Abtey mit einem weltlichen Abte, war durch die letzten beyden Ausnahmen nur aufgeschoben worden, und den König um eine dritte zu bitten,

schien dessen Gerechtsame zu beeinträchtigen. Man konnte allenfalls von der Güte des Königs erwarten, daß er sich durch Rancé ein Subject vorschlagen lassen würde, aber die Wahl würde diesem schwer geworden seyn. Zwar fehlte es in la Trappe nicht an treflichen Männern, die fromm genug waren, um durch ihr Beyspiel Buße und Disciplin aufrecht zu erhalten; allein die mehrsten waren mehr geeignet geleitet zu werden, als selbst zu leiten, oder so demüthig, daß sie schwer zu bewegen gewesen wären, eine Superiorenstelle anzunehmen. Hierzu kam noch, daß ein Superior das Talent, Vorträge und Ermahnungen zu halten, nothwendig besitzen mußte. Rancé wußte aber, daß ein stetes Stillschweigen und die Entfernung von kirchlichen Verrichtungen, der Entwickelung dieses Talents nicht günstig sind. Indessen mußte doch Rancé für den Fall, daß der König sein Gutachten fordern sollte, auf ein Subject bedacht seyn. Er nahm daher seine Zuflucht zum Gebet, worauf seine Wahl auf Dom Franz Armand fiel, der zwar noch nicht lange im Kloster war, aber zuvor einen Theil seines Lebens in einem der strengsten Orden zugebracht, und seit der Zeit, daß er sich in la Trap-

pe aufgehalten, sich so betragen hatte, daß sich von ihm viel erwarten ließ. Ueberdieß besaß er die Gabe, sich gut auszudrücken, und seine Ermahnungsreden waren lebhaft und erbaulich. Dom Zozime hatte ihn kurz vor seinem Absterben zum Prior des Klosters ernannt, und er versah diese Stelle so gut, daß man ihn einer höheren für würdig hielt.

Rancé wandte sich an die Herzogin von Guise, und bat sie, den König zu sondiren, ob er es wohl genehmigen würde, wenn man ihm einen Mönch aus la Trappe zu Dom Zozime's Nachfolger vorschlüge? Die Fürstin übernahm diesen Auftrag sehr gern, da sie für Rancé große Verehrung hatte. Der König sah wohl ein, wohin diese dritte Ernennung führen könne; doch seine Frömmigkeit überwog sein Interesse; nur wollte er zuvor wissen, wen Rancé vorzuschlagen gedenke. Als er hörte, Rancé wünsche, daß der Prior Armand Abt werden möchte, ernannte ihn der König dazu. Der Pabst bewilligte die Bestätigungsbulle, und der neue Abt ward am 21sten October 1696 vom Bischofe von Seez eingesegnet.

Leider! änderte der nunmehrige Abt, bald nach Antritt seiner Stelle, sein Betragen. Er

bildete sich ein, eben so viel, wo nicht noch mehr, Einsicht und Verdienste zu besitzen, als sein Vorgänger, hatte aber nichts als hohe Ideen und sonderbare Plane im Kopfe. Gegen Rancé's Gutachten, der der Meinung war, daß man das Kloster nicht überladen müsse, nahm er eine große Anzahl von Mönchen auf, und dachte an nichts, als sich auszubreiten, neue Institute anzulegen, und Colonieen von Trappisten zu errichten. Daher schickte er einige Mönche nach Lettren, ohne ein Privilegium und des Königs Genehmigung vorher nachgesucht zu haben. Da dieß ganz wider die Verfassung des Königreichs war, nach welcher keine solche Anstalt ohne des Königs ausdrückliche Erlaubniß errichtet werden darf, so ward er genöthiget, seine Mönche zurück zu rufen, und alles wieder in den Stand zu setzen, worin er es gefunden hatte.

Statt mit eben der Klugheit und Sanftmuth, als sein Vorgänger, das Kloster zu dirigiren, übertrieb er alles so sehr, daß die Mönche sich genöthiget sahen, ihre Zuflucht zu dem Visitator der Provinz zu nehmen, und ihn zu bitten, die Ruhe im Kloster, und die Verfassung auf den nämlichen Fuß herzustellen, auf welchen

sie von Rancé war eingerichtet worden. Die bisherige Disciplin behielt der neue Abt zwar noch bey, doch ließ sich leicht voraus sehen, daß er auch diese bald abändern würde. In seiner Gegenwart, und wenn besonders auswärtige Fremde dabey waren, begegnete er Rancé höchst ehrerbietig, sprach aber in seiner Abwesenheit sehr verächtlich von ihm, gerade als wenn er nur durch Vernichtung des guten Rufs seines Vorgängers den seinigen hätte gründen können. Ein solches Betragen war vielen rechtlichen Leuten zuwider, und sie machten ihm darüber Vorwürfe. Doch wenn der Eigendünkel sich erst des Verstandes bemächtiget hat, so vergißt man leicht seine Pflicht; ein Fehler verleitet zu dem andern, und man kömmt nie, oder doch erst spät zur Erkenntniß.

Rancé wurde zu allererst gewahr, daß er sich in seiner Wahl betrogen hatte. Er vergoß darüber im Stillen häufige Thränen, und war äußerst beschämt. Ach! sagte er: Wie kurzsichtig ist der menschliche Verstand? Wie sehr betrügt der äußere Schein! Wie schwer ist es, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden! Nur der allein, der die Herzen prüft, kann sich in der Wahl der

Menschen nicht trügen! — Beschämung war es aber nicht allein, was Rancé zu Herzen ging, sondern viel mehr noch die Furcht vor den Folgen seiner üblen Wahl, da die Zukunft ihm nichts als widrige Aussichten zeigte. Er litt dadurch um so mehr, da er sich Niemanden zu entdecken wagte, und es auf Erden keinen Trost für ihn gab. Jezt waren auf diese Art die Leiden seines Körpers und seines Geistes gleich empfindlich, und es blieb ihm nichts übrig, als allein seine Zuflucht zu Gott zu nehmen, und sich mit Christo zu trösten, der auch leiden mußte, um in seine Herrlichkeit einzugehen.

Es fielen so manche Dinge vor, die den neuen Abt dergestalt demüthigten und verwirrten, daß er selbst fand, es werde wohl für ihn das beste seyn, auf seine Stelle Verzicht zu thun. Rancé war sehr betroffen, als jener sich gegen ihn in dieser Art erklärte, und glaubte, hierin den Finger Gottes zu erkennen. Er billigte den Vorsatz des neuen Abts, sagte ihm aber zugleich, er möchte erst die Sache vor Gott überlegen, den auch Rancé selbst bitten wolle, seinen Willen kund zu thun. Nach Verlauf der Zeit, die beide mit einander verabredet hatten, sagte der Abt

zu Rancé: Alles wohl überlegt, glaube er nichts besseres thun zu können, als wenn er seinen Abschied nehme. Zugleich übergab er das dieserhalb aufgesetzte Gesuch, mit der Bitte, es dem Erzbischofe von Paris zuzuschicken, damit dieser es dem Könige vorlegen, und Rancé es mit einem Schreiben begleiten möchte. Rancé versprach dieses, und das Abschiedsgesuch ging nach Paris ab.

So sehr man auch bemüht war, die Sache bis dahin, daß der König einen Nachfolger ernannt haben würde, geheim zu halten, so verbreitete sich dennoch im Publicum bald das Gerücht davon. Die mehrsten Menschen wußten nichts von den Ursachen, welche den Abt zu Niederlegung seiner Stelle bewogen, und diese legten ihm die größten Lobsprüche bey. Armand's Freunden, die eben so wenig seine Bewegungsgründe kannten, mißfiel hingegen dieser Schritt. Sie glaubten, ein unüberlegter Eifer, eine übel verstandene Frömmigkeit, habe ihn dazu bewogen, und in dieser Voraussetzung schrieben sie an ihn, um ihn zu bewegen, sein Gesuch zurück zu nehmen, wobey sie ihm zugleich die Versicherung ertheilten, daß sie, im Fall er es genehmige, sich

bemühen würden, dessen Rückgabe zu bewirken. Rancé erfuhr etwas von diesen Briefen, konnte sich aber, da er die wahren Ursachen von Armand's Entschlusse kannte, nicht vorstellen, daß es diesen gereuen würde, recht gethan zu haben; aber selbst in diesem Falle, glaubte er, würde jener einsehen, daß seine Reue vergeblich sey. Indessen hörte Rancé einige Zeit darauf, daß die Briefe und Vorschläge seiner Freunde auf den neuen Abt nicht nur Eindruck gemacht hätten, sondern, daß dieser auch entschlossen sey, die Rückgabe seines Abschiedsgesuches um jeden Preis zu bewirken. Rancé hielt es aber nicht für wahrscheinlich, daß sich Armand in eine solche neue, noch größere Verlegenheit setzen würde. Doch dieser kam zu ihm, mit der Bitte, sein Abschiedsgesuch zurück zu verlangen, weil alle seine Freunde diesen Schritt getadelt, sogar ihm Leichtsinn und Geistesschwäche vorgeworfen hätten. Die nachtheiligen Urtheile über sein Benehmen, würden selbst auf Rancé in so fern zurück fallen, weil er ihn zu Dom Zozime's Nachfolger erwählt habe, und, wie man schon jetzt sage, er sein Gesuch nicht gebilligt haben würde, wenn ihm seine Wahl nicht gereuet hätte. Noch sey es Zeit,

seine Uebereilung wieder gut zu machen, denn er wisse von guter Hand, daß die Reise des Hofes nach Compiegne, den Erzbischof verhindert habe, mit dem Könige wegen seiner Verabschiedung zu sprechen, und wenn Rancé darum bitte, werde man ihm gewiß sein durch ihn überschicktes Gesuch sogleich zurück senden.

Dieser Antrag überraschte und betrübte den alten Abt, denn er übersah gleich die Folgen davon, und welche Weitläuftigkeiten er sich zuziehen würde, er mochte ihn ablehnen, oder annehmen. Doch gewohnt, bloß das zu thun, was recht ist, antwortete er darauf: Statt daß sein Abschiedsgesuch ihm im Publicum den geringsten Schaden gethan haben sollte, sey es ihm vielmehr höchst ehrenhaft gewesen; denn da man die Veranlassung dazu nicht gewußt, so habe man es als eine Handlung ausnehmender Tugend betrachtet. Er wisse ja selbst, wie viele Glückwünsche er deßhalb erhalten habe. Einen so erbaulichen Entschluß bereuen, würde in der That einen Leichtsinn und eine Geistesschwäche verrathen, die sich nicht entschuldigen ließen. Er wundre sich, daß er für seinen Ruf so sehr besorgt sey, er, der bloß deßhalb nach la Trappe gekommen wä-

re, um der Welt abzusterben, ihr Urtheil zu verachten, und sich ganz der Demuth zu ergeben, die hier im Gange sey. Er bitte ihn daher, daß er doch ja einen jeden Gedanken, die Abtsstelle ferner beyzubehalten, als eine starke und gefährliche Versuchung betrachten möchte.

Das alles machte aber auf den Abt keinen Eindruck, sondern er bestand darauf, Rancé solle sein Gesuch zurück verlangen. Dieser stellte ihm nun die Gründe vor, die ihn bewogen hatten, eine Stelle aufzugeben, welcher er selbst sich für unwürdig gehalten; daß Niemand ihm seinen Entschluß an die Hand gegeben, sondern er solchen aus eigenem Antriebe gefaßt, und auf Rancé's Bitte ihn erst noch weiter erwogen; daß er nach Verlauf des verabredeten Termins, seine Erklärung wiederholt, und verlangt habe, sein Gesuch abgehen zu lassen und mit seinem Vorworte zu unterstützen; daß aller angewandten Vorsicht ohnerachtet, die Sache öffentlich bekannt geworden sey, und Rancé nicht begreife, wie er jezt eine Reue empfinden könne, die ihn nothwendig beschämen müsse.

Dem ohnerachter hörte Armand nicht auf, noch immer in Rancé zu dringen, seiner Bitte

nach zu geben, und stellte ihm vor, was für Folgen eine so eigensinnige Verweigerung haben würde. Er werde um so weniger irgend etwas thun, was wider sein Gewissen laufe, da er auf dem Punkt stehe, vor Jesu Christi Richterstuhle zu erscheinen. Armand sah nun wohl, daß von dieser Seite nichts mehr für ihn zu hoffen sey, und so verließ er Rancé entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um seinen Zweck zu erreichen.

So bald Rancé allein war, bat er Gott, daß er Armands Herz lenken, und zu den frühe-ren Gesinnungen zurück führen möchte. Als er noch über diesen Gegenstand in Nachdenken vertieft war, kamen zwey Mönche, (fast die einzigen, die der neue Abt hatte gewinnen können,) zu ihm, und stellten ihm die nachtheiligen Folgen vor, die seine beharrliche Weigerung nach sich ziehen würde. Sie sagten: Der Abt sey entschlossen, die Zurückgabe des Abschiedsgesuchs auch wider Rancé's Willen zu bewirken, und wahrscheinlich werde man sie ihm nicht verweigern. Dieser Zwiespalt würde dem guten Rufe von la Trappe einen unersetzlichen Schaden zufügen; denn man würde nach der Veranlassung

forschen, und daraus eine Menge Mißverständnisse entstehen, so daß statt des von Rancé gestifteten Friedens, den er bis hieher so sorgfältig erhalten habe, Hader und Zwietracht die Disciplin untergraben möchten, und er zu seinem Leidwesen noch bey seinem Leben ein Werk einstürzen sehen würde, das ihm so viel gekostet, und die Kirche so sehr erbaut habe. Alles dieses könne aber vermieden werden, wenn er dem Abte das gewähre, was er so sehnlich wünsche.

Rancé antwortete: Dom Armand müßte von seiner Freundschaft zu sehr überzeugt seyn, als daß er nöthig hätte, sich durch Mittelspersonen bey ihm zu verwenden; was er ihm selbst abgeschlagen habe, werde er keinem andern zugestehen. Rancé werde nie etwas thun, was die Ruhe und das gute Vernehmen, welche unter ihnen herrschen sollten, stören könnte. La Trappe sey das Werk Gottes, der es alles Widerstrebens der Menschen und der Wuth des Satans ohnerachtet, aufrecht zu erhalten wissen würde. Er würde dem Abte gern gefällig seyn, aber das, was er von ihm verlange, sey gegen sein Gewissen, und es sey unerlaubt, sich selbst Böses zuzufügen, um andre zu hindern, Böses zu thun.

Diese Antwort überbrachten die Mönche dem Abte, der nun auf ein andres Mittel verfiel, seinen Zweck zu erreichen. Da ihm bekannt war, daß Rancé sich die Liebe seiner Feinde zum Gesetz gemacht hatte, und ihnen wohl zu thun suchte, so viel er nur konnte, so glaubte Armand, wenn er ihm allen möglichen Verdruß verursachte, so würde Rancé sich Gewissens halber verbunden halten, ihm seinen Willen zu thun. Von nun an ward Rancé, den Krankheit des Körpers und Betrübniß der Seele gleich sehr drückten, im Krankenhause fast ganz sich selbst überlassen. Die Erleichterungen, die man ihm verschaffen mußte, die Speisen, die man ihm aufzwang, wurden von Armand mit seiner Parthey bekrittelt. Er und seine Freunde wurden verfolgt; es war fast nicht mehr erlaubt, ihn zu besuchen; die, welche Anhänglichkeit und Achtung für ihn zeigten, wurden verdächtig, und man suchte, sie von ihm zu entfernen. Der neue Abt sprach von dem alten verächtlich, erklärte ihn für kindisch, und meinte, es sey mit ihm weiter nichts anzufangen, als ihn einzusperren.

Endlich kam es dahin, daß auch das Publicum dieß erfuhr. Rancé's Freunde geriethen darüber

rüber in Unruhe; einige schrieben an ihn, andre kamen nach la Trappe, um von ihm selbst zu hören, was an der Sache sey. Er hätte dieß nur sagen dürfen, um gegen den Abt Abscheu zu erregen; allein zu leiden und gedemüthiget zu werden, war ihm zu lieb, als daß er hierdurch diesem Zustande hätte ein Ende machen sollen. Daher war seine Antwort: daß er mit dem Abte zufrieden sey; daß er besser behandelt werde, als er verdiene. Indessen erfuhr man doch durch einige, zu la Trappe sich aufhaltende, Personen die Wahrheit, und bekam einige vom Abte an Rancé in einem rauhen Tone geschriebene Billets in die Hände.

Als Armand glaubte, er habe nun den Punct erreicht, wo Rancé geneigter seyn würde, ihm gefällig zu seyn, ließ er ihm von neuem den Vorschlag thun, sich mit ihm wegen der Rückgabe seines Abschiedsgesuchs zu vereinigen. Doch Rancé, der die Gerechtigkeit mehr noch als seine Feinde und Verfolger liebte, konnte sich hierzu nicht entschließen. Armand ersann nunmehr einen neuen Ausweg. Er ging selbst zu Rancé, und sagte: da er es nicht rathsam finde, sich für die Zurücksendung seines Gesuchs zu verwenden, so

wolle er auch nicht weiter daran denken: aber um zu verhindern, daß seine Feinde nicht länger seinen guten Ruf zu schmälern suchten, bäte er, ihm über sein Betragen ein Zeugniß auszustellen, um dieses gelegentlich den üblen Urtheilen, die man über ihn fälle, entgegen setzen zu können.

Anfangs machte Rancé Schwierigkeiten, es zu ertheilen, weil er nachtheilige Folgen davon voraus sah; der Abt aber drohete, wenn er ihm auch dieß versage, es auf das äußerste ankommen zu lassen, und so gab Rancé, der ohnehin seinen Feinden gern gefällig war, nicht nur nach, sondern stellte es auch in ehrenhaften Ausdrücken aus, und Armand glaubte nun, daß dieses Zeugniß die Stelle von Rancé's Einwilligung in die Rückgabe des Abschiedsgesuchs vertreten könne. In der That läßt sich schwer begreifen, wie Rancé sich zu dessen Ertheilung entschließen konnte. Da seine Freunde gleich die üblen Folgen befürchteten, die es nach sich ziehen konnte, so meldeten sie einigen Personen von Stande, auf deren Vorsicht und Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, die wahren Ursachen, welche den Abt bewogen hatten, um seine Verabschiedung anzuhalten. Hierdurch wollten sie ver-

hindern, daß Armand von dem erhaltenen Zeugnisse keinen Vortheil ziehen möchte.

Die Freunde, welche Rancé zu Paris und am Hofe hatte, wußten nicht, was sie von dem vortheilhaften Zeugnisse denken sollten, das er Armand gegeben hatte, und verlangten daher von ihm Auskunft darüber. Er antwortete: daß er durch Umstände dazu veranlaßt worden sey, die jeden andern, der sich in der nämlichen Lage befunden hätte, eben so gut dazu vermocht haben würden. Er habe den Abt nicht zur Verzweiflung treiben, und den damit gewöhnlichen Folgen aussetzen wollen. Vielleicht habe er gegen die Klugheit gehandelt, aber eine Seele zu retten, sey so viel werth, daß es nur wenige Dinge gebe, die man nicht thun dürfe, um ihren Verlust zu verhüten. Uebrigens habe er bey Ertheilung des Attestes auf Armands gute Seite Rücksicht genommen. Mit dieser Antwort waren Rancé's Freunde keinesweges zufrieden, sondern hielten dafür, daß er sich durch sein gutes Herz, und seine Neigung, seinen Feinden Gutes zu thun, zu weit habe führen lassen.

Armand reisete, mit seinem Zeugnisse in der Tasche, nach Fontainebleau, wo sich der Hof

damals befand. Er nahm die Verwendung aller seiner Freunde in Anspruch, um sich bey seiner Stelle zu erhalten. Er gab vor, daß er nur deßhalb um seinen Abschied gebeten, weil man ihm gesagt habe, der König sey, wegen des Vorganges in Lettene, unzufrieden mit ihm. Alle Mönche in la Trappe wünschten ihn zum Abt, und selbst Rancé halte ihn dieser Stelle für würdig, wie das ihm ertheilte Zeugniß beweise. Jezt sey er so hinfällig und von solcher Geistesschwäche, daß er nicht selbst mehr denken und schreiben könne, und der Secretair, dessen er sich bediene, schreibe in seinem Nahmen oft gerade das Gegentheil von dem, was ihm aufgetragen worden. Uebrigens sey er den Jansenisten ergeben, deren Gesinnungen er heimlich befolge, und die unter seinem Nahmen in la Trappe zu herrschen gewohnt, und deshalb Armands Feinde wären, weil er es nicht mit ihnen halten, und sich von ihnen nicht so, wie der vorige Abt, leiten lassen wolle. Seine Festigkeit stehe ihnen nicht an, und dieß sey der einzige Grund, warum sie ihn zu verdrängen suchten, um Jemanden an seine Stelle zu bringen, über den sie nach Gefallen schalten könnten.

Nicht damit zufrieden, eine Beschuldigung zu erneuern, die Rancé schon so oft widerlegt hatte, brachte er sie auch bey dem Jesuiten, Pater Lucas, an, und suchte alles hervor, was ihr nur einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben konnte. Aber Gott fügte es so, daß er diese Anklage hernach schriftlich widerrief, wodurch er seinen Ruf vollends zu Grunde richtete.

Rancé's Freunde übernahmen seine Vertheidigung. Daß er Armand zu der Abtsstelle nicht für tauglich halte, sagten sie, davon sey das der beste Beweis, daß er sich in seinem Gewissen für verbunden gehalten, nichts zur Zurückgabe seines Demissionsgesuchs beyzutragen. Es sey eine grobe Verleumdung, daß er sich von den Jansenisten regieren lasse; vom Gegentheile habe er Beweise genug gegeben, und was das Zeugniß betreffe, so wisse Armand, durch welche Mittel er es erschlichen habe, daher er sich dessen eher schämen, als es zu seinem Vortheile zu nutzen suchen sollte; denn die Ursachen seiner Abdankung bestünden noch immer, und wolle er sich selber Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde er nicht auf Beybehaltung einer Stelle bestehen, welcher er selbst sich nicht werth gehalten habe.

Der Beichtvater des Königs, Pater de la Chaise, war bey so entgegen gesetzten Meinungen zweifelhaft, was er von der Sache denken solle. Um sich von der Wahrheit zu unterrichten und dem Könige einen gründlichen Vortrag halten zu können, schickte er einen Vertrauten nach la Trappe, mit der Anweisung, sich gerade an den ehemaligen Abt zu wenden, damit er sich überzeuge, ob das, was man von dessen Geistesschwäche sage, gegründet sey, und seine Meinung über den vorliegenden Gegenstand sich schriftlich von ihm geben zu lassen.

Als dieser Bevollmächtigte nach la Trappe kam, wunderte er sich sehr, Rancé bey dem hellen Verstande zu finden, den man immer an ihm bewundert hatte, und seine Manieren, wodurch er so viele Herzen gewonnen, höflich und einschmeichelnd. Nach einer langen Unterhaltung über den Gegenstand der Sendung, ließ Rancé sein Gutachten aufsetzen, es hernach vorlesen und dann versiegeln. Als er es dem Bevollmächtigten übergab, sagte er: Sie können versichern, daß dieß meine wahre Meinung ist, und daß sie mir von Niemanden an die Hand gegeben worden. Das Gutachten war Armand nicht günstig,

und so nahm der König dessen unbedingte Abdankung an, und ernannte zu seinem Nachfolger einen Mönch zu la Trappe, Dom Jacob de la Cour. *) So bald die Bestallung ausgefertiget war, wurde jemand damit nach Rom geschickt, um die Bestätigungsbulle des Pabstes nachzusuchen.

Bey dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie sehr Rancé zu Rom geschätzt wurde; denn der abgeschickte Klosterbruder, der sich sonst durch nichts auszeichnete, ward vom Pabste und von den Cardinälen mit einer an diesem Hofe sonst nicht gewöhnlichen Auszeichnung aufgenommen,

*) Rancé lebte nach Ernennung dieses Abts kein volles Jahr mehr. Man wird aus dem folgenden ersehen, daß de la Cour bis zu Rancé's Tode, in dessen Fußstapfen trat; allein aus einer Lebensbeschreibung des Dom le Nain, (des nämlichen, der Rancé's Biographie geschrieben hat,) ergiebt sich, daß dieser Abt, so bald Rancé todt war, weder seines Vorgängers Absichten noch Grundsätze befolgte, sich bloß mit den zeitlichen Gütern des Klosters beschäftigte, (dessen Einkünfte er verschwendete) und sich um die geistlichen Angelegenheiten nicht bekümmerte, daher auch die alte Disciplin in Verfall gerieth. (S. Journal des Sçavans, Août, 1715.) A. d. H.

und die Bulle für den neuen Abt gratis ausgefertiget. Der Official von Seez kam darauf nach la Trappe, um ihn einzuführen. Zwey von den Mönchen aber, die den Abt Armand gern behalten wollten, widersetzten sich de la Cour's Besitznehmung. Dieß bewog Rancé, so krank er auch war, sich in das Kapitel tragen zu lassen. Hier sprach er mit Eifer, Festigkeit, und der ihm eigenen Würde, aber so schonend und zurückhaltend, daß ihm kein Wort entfuhr, welches Armands Ehre irgend hätte nachtheilig werden können. Der Official von Seez vereinigte sich mit ihm, und stellte der Versammlung vor: dergleichen Einsprüche müßten bey der römischen Curie vor Ausfertigung der Bullen geschehen; da man diese Formalität nicht beobachtet, und sich nicht darum bekümmert habe, ob ein hinterher eingelegter Widerspruch gültig oder ungültig sey, so sey man auch berechtiget, in der Verhandlung fortzufahren. Er setzte also den neuen Abt wirklich in Besitz, und der Bischof von Seez segnete ihn am 22sten Jun. 1699 ein.

Dieser Vorfall machte Rancé's Feinden viele Freude; jezt, glaubten sie, der Augenblick des Umsturzes der Verfassung von la Trappe sey er-

schienen; worin sie sich aber sehr irrten. Sie hat ferner bestanden, und der König, gegen sein eigenes Interesse, immer einen regulirten, in der Disciplin von la Trappe erzogenen Abt ernannt. Von der großen Anzahl Mönche im Kloster, hatte Armand nur drey auf seine Seite bringen können; alle übrige bekümmerten sich bloß um die Erfüllung ihrer Pflicht, sahen die Verabschiedung des einen Abts, und die Einsetzung eines andern, ruhig mit an, und keiner von ihnen fragte nach der Ursache davon. Sie waren Zeugen von dem Einspruche gegen die Besitznahme des neuen Abts, ohne so viel Neugierde zu haben, sich nach den Bewegungsgründen zu erkundigen.

Da Armand und die drey Mönche, welche seine Parthey genommen hatten, zu la Trappe nicht füglich bleiben konnten, so gingen sie in andre Cistercienserklöster. Dadurch kam Rancé wieder in die nämliche Lage, worin er sich unter dem Abte Dom Zozime befunden hatte. Armands Nachfolger machte es sich zur Pflicht, ihm ehrerbietig zu begegnen, und nichts ohne seine Theilnahme vorzunehmen. Für Rancé's persönliche Bedürfnisse trug er die äußerste Sorge, und hielt mit Eifer und Pünktlichkeit auf die Befolgung

der Klosterregel. Im Grunde mischte sich Rancé nicht mehr in die Direction des Klosters, doch wurden seine Grundsätze und Einsichten, selbst in den kleinsten Dingen befolgt. Es machte dem neuen Abte die größte Freude, wenn seine Mönche sich an Rancé wendeten, um bey ihm Rath oder Trost zu suchen, er selbst betrug sich gegen ihn, wie ein Sohn gegen seinen Vater; sie waren nur Ein Herz und eine Seele.

Es ist schon oben gesagt worden, daß das an Rancé's linker Hand entstandene Geschwür aufgeschnitten werden mußte. Der Krankheitsstoff warf sich aber hernach auf den rechten Arm, und dann auf die rechte Hand, wodurch alle Muskeln, Nerven und Gelenke angefressen wurden, und eine Geschwulst entstand, welche die Hand drey bis vier Mal größer machte. Tag und Nacht litt er unaussprechliche Schmerzen, verbunden mit Schlaflosigkeit und Erschöpfung aller Kräfte, so wie mit Eckel vor allen Speisen; nur mit dem größten Widerwillen und mit Beängstigung konnte er etwas genießen. Hierzu kamen noch öftere Krämpfe, heftige Zahnschmerzen, und ein Husten, der seine Schmerzen verdoppelte. Das Liegen konnte er nicht anhaltend

ertragen, daher er von Morgens zwey Uhr, bis Abends um sieben, auf einem Strohstuhle saß, ohne daß er sich fast zu rühren wagte. Bey dem allen blieb sein Kopf frey, sein Herz ruhig und sanft. Nie ward er verdrießlich oder ungeduldig. Selbst unter den heftigsten Schmerzen beschäftigte er sich mit Gott, oder mit den Bedürfnissen seiner Brüder. Jeden, der ihn besuchte, empfing er mit heiterer Miene; nie vergaß er, was der Wohlstand erfordert, und immer war er auf das bedacht, was seinen Brüdern Freude machen konnte. Sprach er ja von seinen Leiden, so geschah es nur, um sie zu verkleinern. Den leidigen Trost, bedauert zu werden, suchte er nicht. Wurden die Umstehenden an der Veränderung seines Gesichts gewahr, wie sehr er litt, so ersuchte er sie bloß, Gott zu bitten, daß er ihm die nöthige Geduld verleihe.

Waren noch andre Kranke im Krankenhause, so ließ er sich selbst dann zu ihnen tragen, wenn er auch kränker war als sie. Er tröstete, er stärkte, er ermunterte sie zur Geduld, und verließ sie nicht eher, als bis ein seliger Tod sie in einen Zustand versetzt hatte, wo nichts mehr für sie zu fürchten war. Die Kranken hingegen freue-

ten sich über seine Besuche so, daß sie ihre Schmerzen darüber vergaßen. Es hat Fälle gegeben, daß der Kranke schon Besinnung und Sprache verloren hatte, beides aber wieder bekam, wenn er Rancé's Stimme hörte. Er war von den Mönchen und Laienbrüdern gleich sehr geliebt; wie er denn den Stand der letztern so sehr liebte, daß er oft sagte: Wenn es von ihm abgehangen hätte, so würde er ein Laienbruder geworden seyn. Wundern Sie sich darüber nicht; (setzte er hinzu,) denn seit Jesus gesagt hat, er sey nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern, um andern zu dienen, giebt es keinen Stand, der für das Heil der Seele sicherer und zuträglicher wäre, als den dienenden.

Da er nicht selten zur Unzeit von seinen Brüdern besucht wurde, und dann außer Stande war, sie zu unterhalten, oder ihnen irgend nützlich zu werden, so suchte er dem zuvor zu kommen, und dictirte ein Schreiben an sie, das er dem Abte mit der Bitte zustellte, es im Kapitel vorlesen zu lassen. Es ist zu characteristisch, als daß man es hier nicht mittheilen sollte.

„Gott allein weiß, (sagt er) wie sehr ich mich freue, Euch, meine Brüder, bey mir zu

sehen, und mich mit Euch über Dinge, die Eure Seligkeit betreffen, zu unterhalten. Denn nichts liegt mir mehr am Herzen, als mit Euch über die Wahrheiten und Grundsätze der Heiligen zu sprechen, nach welchen Ihr Euer Leben einzurichten verbunden seyd. Es gereicht mir zum Troste, daß ich dieß bisher sowohl öffentlich als privatim gethan habe, so weit es mir möglich war; allein, wenn gleich die nämliche Gesinnung mein Herz jezt mehr als jemals belebt, so bin ich doch gezwungen, euch zu sagen, daß der Zustand, worin ich mich befinde, mir nicht, wie ich wohl wünschte, dieser Leidenschaft zu genügen erlaubt. Ich bediene mich dieses Worts, um dadurch die Heftigkeit meines Verlangens auszudrücken. Scheint meine Krankheit gleich nicht so groß zu seyn, als sie wirklich ist, so verursacht sie mir doch so heftige Schmerzen, daß ich weder bey Nacht noch bey Tage schlafen kann. So bringe ich denn meine Zeit schlaflos und beständig leidend zu, und die Tage sind darin den Nächten so ähnlich, daß ich mich so erschöpft und matt fühle, oft nicht zwanzig an einander hangende Worte sprechen zu können, ohne eine Anwandlung von Ohnmacht zu fühlen. Dieß zwingt

mich, um nicht in noch unangenehmere Verhältnisse zu gerathen, denen nicht mehr abzuhelfen stehen würde, Euch zu bitten, statt künftig mich nach bloß zufälliger Willkühr zu besuchen, und zu einer Zeit, wo ich außer Stande seyn möchte, Euch recht zu verstehen, (wie mir dieses denn zuweilen begegnet, wenn mich gleich meine Gefälligkeit gegen Euch abhält, mir es merken zu lassen,) lieber der, welcher mir einen Besuch zugedacht hat, mir es durch den Bruder Maur wissen lassen möge, durch welchen ich ihm sodann Tag und Stunde bestimmen werde, wo ich ihn anhören und sprechen kann."

„Betet zu Gott für mich, meine Brüder! Bittet ihn, daß er mir, wenn ich Euch noch in irgend etwas nützlich seyn kann, um Eurer willen Gesundheit und Kräfte wieder gebe, um die mir obliegenden Pflichten erfüllen zu können; wo nicht: daß er mich hinweg nehme von dieser Welt, wo ich nur noch durch das weichliche Leben, das ich führe, ein Aergerniß gebe, und daß er mein Trauren darüber, daß ich vom Wege der Buße, für den er mir von dem Augenblicke an, wo ich mich seinem Dienste widmete, eine so aufrichtige Liebe eingeflößt hat, abgekommen

bin, abkürzen, und meine Tage in Frieden, in Geduld und gänzlicher Ergebung in seinen Willen, endigen, und mich mit denen von unsern Brüdern vereinigen möge, deren glückliches Ende uns mit vollem Grunde annehmen läßt, daß er ihre Treue und ihre Beharrlichkeit, womit sie die ganze Härte der freiwillig sich aufgelegten Buße bis an ihren Tod ertragen haben, belohnt, und ihnen die Herrlichkeit und den Frieden seiner Heiligen, verliehen habe. Diese wünsche ich auch Euch, meine Brüder, mit eben dem Verlangen, womit ich sie mir selbst wünsche."

Von nun an war Rancé auf weiter nichts mehr bedacht, als sich zum Tode zu bereiten, den er immer vor Augen hatte, und der gewöhnlich den Gegenstand der Unterhaltung mit seinen Brüdern und Freunden ausmachte. Die Zeit seiner Auflösung nahete heran. Der Krankheitsstoff hatte sich von der Hand auf die Brust geworfen, und veranlaßte einen heftigen Husten und Beklemmung. Es gesellte sich ein Fieber dazu, und die Materie, die er auswarf, ward so beizend, daß sie Mund und Kehle wund machte, die Zunge entzündete, so daß sie sich abschälte. Ohne die größten Schmerzen konnte er nichts mehr genies-

sen. Als nach einiger Zeit diese Zufälle etwas nachließen, besuchte ihn einer der Mönche, der seine Thränen nicht zurück halten konnte. Rancé faßte ihn liebevoll bey der Hand, und sagte: Ach! mein Bruder! Trocknet Eure Thränen; wir müssen uns doch endlich trennen, und Gottes Wille geschehe. Wir sind nur auf der Welt, um sie auf kurze Zeit auszufüllen; wir werden nur geboren, um zu sterben. Seit die Sünde in die Welt gekommen ist, folgte ihr der Tod als ihre Strafe, zu der wir schon vor unsrer Geburt verurtheilt sind. Bey dem allen verlasse ich Euch doch nicht auf lange Zeit; ich gehe Euch nur voran, und wir werden uns einst vereinigen, um uns nie wieder zu trennen. — Statt daß diese Worte den Mönch hätten beruhigen sollen, antwortete er mit Schluchzen: O! mein Vater! Muß ich mich darin ergeben, Sie zu verlassen! Rancé verbarg es, wie sehr er selbst gerührt war, und sagte: Mein Bruder! Man muß nicht trauren, wie die, welche keinen Glauben, und nach diesem Leben nichts besseres zu hoffen haben. Wir sind Kinder der Heiligen. Wenn Ihr mich wahrhaft liebt, so werdet Ihr Euch freuen, daß ich von den Mühseligkeiten dieses Lebens befreit

werde,

werde, und hingehe, um das reine Glück zu genießen, das Jesus Christus uns durch sein Blut erworben hat, und ich von seiner Barmherzigkeit hoffe; denn wodurch wären wir, es zu verdienen, irgend im Stande? Der Mönch bat ihn nun noch um Belehrung über sein Verhalten. Seyd Gott getreu, sagte Rancé, und haltet alles treulich, was ihr ihm angelobt habt, dann wird er Euch nicht verlassen. Der jetzige Abt liebt das Gute, das in diesem Gotteshause eingeführt ist, und an ihn wendet Euch. Auch dem Bischofe von Seez, der uns liebt, könnet Ihr mit Vertrauen Euer Herz öffnen; er wird Euch sicher unterstützen. — Jetzt ließ er die Hand des Mönchs fahren, machte das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirn, umarmte ihn, und sagte: Lebt wohl, mein Bruder! Bittet Gott für mich um Barmherzigkeit!

Als einer der andern Klostergeistlichen zu ihm sagte: Er sey auf dem Wege, die Krone der Gerechtigkeit zu empfangen, antwortete er: Es ist wahr, daß der h. Paulus sich so ausdrückt; aber ein Sünder wie ich, darf mit Gott nicht von Gerechtigkeit sprechen; alles erwarte ich bloß von seiner Barmherzigkeit.

Am achtzehnten October 1700 sah er deutlich, daß sein Ende heran nahe, weil er bemerkte, daß man Vorbereitungen zu den in der katholischen Kirche bey Sterbenden gewöhnlichen Gebräuchen, machte. Von diesem Tage an ward er zusehends schwächer, doch behielt er die nämliche Gegenwart des Geistes. Am Sonntage, den 24. Oct., empfing er das h. Abendmal, und am folgenden Dienstage Nachmittags, die letzte Oelung, in Gegenwart des Convents, der in Thränen zerfloß.

Als die Gebete geendiget waren, hielt Rancé eine höchst liebevolle Anrede an seine Brüder, wodurch ihr Schmerz und ihre Thränen erneuert wurden. Er umarmte sie alle, und versicherte sie, daß er noch das nämliche Vaterherz für sie habe, welches er immer gegen sie im Busen getragen; er werde ihrer gewiß nicht vergessen, wenn Gott ihm die Barmherzigkeit erzeigen werde, die er von seiner Gnade erwarte. Er empfahl ihnen Liebe, Einigkeit, Stillschweigen, und gab ihnen die Versicherung, daß Gott sie nicht verlassen werde, so lange sie diesen Tugenden treu blieben.

Der Abt hielt ihm hierauf das Crucifix vor, und sagte: Hier sehen Sie den, der Sie von

dem gefährlichen Wege, auf welchem Sie ehemals wandelten, zum Heil Ihrer Seele abgebracht, Sie in die Einsamkeit geführt, und hier mit seiner Gnade überschüttet hat. Jetzt will er Ihrem Glücke dadurch die Krone aufsetzen, daß er Sie in sein Reich einführt. Traurig antwortete Rancé: Ach! mein Vater! ich habe von seiner Gnade nicht so guten Gebrauch gemacht, als ich gesollt hätte; doch wir dienen einem guten Herrn; ich hoffe, daß er sich meiner erbarmen, und durch seine unendliche Barmherzigkeit, so wie durch seine überschwengliche Güte, das zulegen werde, was an meinen Werken fehlt. Nach einer Pause sagte der Abt: Es muß ihnen tröstlich seyn, daß Sie hier im Hause alles im Frieden zurück lassen. Gott sey Dank, daß Niemand darin ist, der nicht nach dem Guten strebte.

Da seine Stimme immer schwächer wurde, und der Abt ihm nicht lästig fallen wollte, so bat er ihn für den Convent um seinen Segen. Rancé hob seine Hände empor, und bat Gott, den Convent zu segnen; ertheilte hierauf den versammelten Brüdern die Benediction, und diese verabschiedeten sich. Als sie ihn verlassen hatten, kam der Arzt, und untersuchte seinen Zustand.

Dieser sagte zu Rancé, Gott macht es mit Ihnen, mein Vater, wie er es bey seinen Auserwählten gewohnt ist; denn Weltleute haben es nicht an der Art, mit so viel Geduld und Standhaftigkeit, als Sie, zu leiden. Es ist wahr, antwortete Rancé, daß nur Gott allein im Stande ist, mich in dem schmerzhaften Zustande, worin ich mich befinde, aufrecht zu erhalten. Aber so groß auch meine Leiden sind, so läßt mir Gott doch viele Barmherzigkeit widerfahren; wenn man die Hölle verdient hat, so ist alles erträglich, alles leicht.

Da die Mönche sich gar nicht von ihm trennen konnten, so kamen sie bald einzeln, bald mehrere zugleich, um ihn noch besonders um seinen Segen zu bitten. Hatte er der Ruhe gleich höchst nöthig, so ertrug er dieses dennoch. Ich gehöre ihnen an, sagte er; Gott hat sie mir gegeben; man lasse sie von dem, was ihnen gehört, Gebrauch machen.

Rancé hatte immer gewünscht, daß sein Diöcesanbischof ihm in seinen letzten Augenblicken beystehen möchte, und er wünschte dieß noch jetzt; wahrscheinlich der einzige Wunsch, den er noch hatte. Eine heilige Freundschaft verband ihn seit

vielen Jahren mit dem Bischofe von Seez, für den er eine tiefe Verehrung empfand. Dennoch glaubte er in seiner Demuth, er verdiene es nicht, daß der Bischof sich wegen seiner bemühe. Dieser aber fühlte ein eben so großes Verlangen, Rancé zu sehen, und so bald er vom Abte die Nachricht erhielt, daß jener sich seinem Ende nahe, so reisete er sogleich eiligst nach la Trappe, wo er am 26sten Octob. Nachmittags um fünf Uhr ankam. Man sagte ihm, daß Rancé am nämlichen Tage das Viaticum und die letzte Oelung empfangen, und daß er alle seine Brüder, jeden nach seinem Stande und Pflichten, ermahnt, ihnen Liebe und Eintracht empfohlen, und von seiner Liebe die zärtlichsten Beweise gegeben habe.

Der Bischof ging darauf in's Krankenhaus, wo er Rancé zwar in einem heftigen Fieberanfalle, übrigens aber vollkommen ruhig fand. Er beklagte sich über nichts, und gab nicht das geringste Zeichen von Ungeduld von sich. Als sich der Bischof dem Lager nahete, auf dem Rancé in seiner Ordenskleidung lag, als wenn er völlig gesund gewesen wäre, bezeigte der Bischof sein Bedauren, ihn in diesem Zustande zu finden. Er habe sogleich, als er etwas davon erfahren, alles

stehen und liegen lassen, um sich zu ihm zu begeben, und bey ihm zu bleiben; dieß sey er den vielen von Gott empfangenen Gnadenbezeigungen, so wie der Erbauung, die er der Kirche überhaupt, der Seezer Diöcese aber besonders, verschafft habe, endlich auch der Freundschaft schuldig, die er ihm von der Zeit an, daß er Bischof geworden, erwiesen, durch die er sich sehr geehrt und zum Dank verpflichtet erkenne.

Mit dankbarer Rührung antwortete Rancé: Er habe seinen Beystand in diesen seinen letzten schrecklichen Augenblicken sehnlich gewünscht, und würde ihn dringend darum gebeten haben, wenn er es nicht für unbescheiden gehalten hätte, daß ein bloßer Mönch ihm anmuthete, ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen; doch müsse er ihm gestehen, daß es ihn sehr geschmerzt haben würde, wenn er hätte sterben müssen, ohne den Segen seines Bischofs, den er so vorzüglich ehre und liebe, erhalten zu haben. Bey Endigung dieser Worte, führte er des Bischofs Hand gegen seine Stirn, um darauf das Zeichen des Kreuzes zu machen, richtete sich auch auf, so weit es ihm möglich war, um sie zu küssen. Der Bischof zog sie aber zurück, und hielt ihm die Wange hin,

um ihm den Friedenskuß zu geben, und setzte sich dann neben Rancé's Lager, wo er von den Gnadenbezeigungen sprach, die Gott ihm in diesen letzten Tagen habe widerfahren lassen. Da sehen Sie, sagte Rancé, wie es Gott gefallen hat, mein ganzes Leben hindurch väterlich für mich zu sorgen. Er hat seine Gnade in so reichem Maaße über mich ausgeschüttet, und doch habe ich sie nicht recht zu gebrauchen verstanden. Ich war nichts als ein Undankbarer und Treuloser, und dennoch währt seine Gnade, wie Sie sehen, bis an mein Ende fort. — Seine Stimme war schon so schwach, daß man ihn nur noch verstehen konnte, wenn man das Ohr nahe an seinen Mund hielt. Der Bischof fragte ihn in Gegenwart mehrerer Klostergeistlichen: Ob Gott nicht noch immer die Liebe, die er ihm gegen alle seine Kinder eingeflößt habe, in der nämlichen Stärke und Lebhaftigkeit erhalte? worauf Rancé antwortete: Durch Gottes Gnade bin ich seit einigen Jahren weiter nichts als ein bloßer Mönch, gleich den übrigen; sie sind meine Brüder, nicht meine Kinder. Ich halte mich ihrer Liebe und ihres Gebets versichert; und wäre es mir erlaubt, den Verlust des freien Gebrauchs meiner Stim-

me zu bedauren, so würde es mich schmerzen, daß ich ihnen nicht sagen kann, wie sehr ich sie liebe, und mit welcher Zärtlichkeit ich sie im Innern meines Herzens aufbewahre; in diesem hoffe ich sie zu Gott zu bringen, wenn er mich würdiget, in den Schooß seiner Barmherzigkeit mich aufzunehmen.

Abends um acht Uhr ging der Bischof wieder zu ihm, und blieb nun, seinem Wunsche gemäß, mit ihm allein. Rancé bat einen Mönch, der sein Krankenwärter war, ihm behülflich zu seyn, daß er nieder knieen, und des Bischofs Segen empfangen könne. Dieß wollte dieser nicht zugeben, half ihm wieder auf seinen Stuhl, und setzte sich neben ihn, worauf die übrigen weggingen, und sie beide allein ließen. Wie man nachher von dem Bischofe erfahren hat, so hatten sie mit einander gebetet, und Rancé hierauf gesagt: Er wünsche, ihm den Grund seines Herzens aufzudecken, ehe er sterbe, und dann die Absolution von seinem Bischofe zu empfangen. Er habe hierauf über sein ganzes Leben eine Generalbeichte mit solcher Ordnung und Gegenwart des Geistes abgelegt, als wenn die Rede nur von einem Monate gewesen wäre. Als der Bi-

schof ihn gefragt: Ob er für sein Kloster keine Bitte an den König zu thun habe? sey Rancé's Antwort gewesen: Er möchte den König von seiner Treue versichern, und daß, wenn es Gott gefalle, ihn in den Himmel aufzunehmen, er nicht aufhören würde, zu bitten, daß Gott seine geheiligte Person segnen, und den Staat beglücken möge. Uebrigens wage er die Bitte, daß der König ferner seinen Schutz dem Kloster bloß in solchen Dingen, welche die Mönchsdisciplin beträfen, angedeihen lassen möchte; in Ansehung alles übrigen hingegen, bäte er, la Trappe gänzlich zu vergessen. Dieß sey seine letzte Bitte, die er an den König zu thun sich die Freiheit nehme.

Man erinnerte ihn auch an den König von England, dessen erhabne Tugend er so sehr verehrte. Rancé hatte einen Brief an ihn angefangen, seine Krankheit ihm aber nicht erlaubt, ihn zu endigen. Er bat, ihn deßhalb bey dem Könige zu entschuldigen. Dem Abte trug er auf, mehreren seiner Freunde nach seinem Tode wissen zu lassen, daß er sich ihrer noch in den letzten Augenblicken erinnert habe.

Als der Bischof den Kranken verlassen wollte, sagte letzterer: Er sey Willens, wenn Gott ihn noch diese Nacht leben lasse, sie mit Gebet zuzubringen, und alles zu thun, was er könne, um durch seine Krankheit den Mönchen, die ihn pflegten, nicht lästig zu werden. In dieser Nacht, der letzten seines Lebens, saß er auf seinem Stuhle, und rief den Abt, der bey ihm geblieben war, zu sich. Mein Vater! sagte er, indem er ihn zärtlich umarmte, ich liebe, ich ehre Sie, vergessen Sie mich nicht in Ihrem Gebete; auch ich werde Sie nie vor Gott vergessen. Denn ob ich gleich nur ein elender Sünder bin, so hoffe ich doch von seiner Gnade, Barmherzigkeit zu erlangen. Der Abt antwortete: Aus bloßem Gehorsam gegen ihn habe er die lästige und gefährliche Abtsstelle angenommen; aber um so mehr beschwöre er ihn, Gott zu bitten, daß es zu seinem Ruhme gereichen möge, so wie zu seinem und zu seiner Brüder Heil. Gerade dieser Gehorsam gegen Sie, setzte er hinzu, war immer mein Trost, so schwierig und mühsam auch in manchen Fällen die Obliegenheiten der Stelle waren, in die Sie mich gesetzt haben, und so wenig sie auch mit meiner Neigung überein stimm-

ten, da ich so sehr wünschte, einsam und schweigend mein Leben hinzubringen.

Am Morgen besuchte der Bischof den Kranken wieder, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht habe? Rancé antwortete: Gott habe ihm die Gnade erzeigt, sie gerade so zuzubringen, wie er es am Abend gewünscht habe, und die Hoffnung, den Bischof noch einmal zu sehen, sey ihm ein süßer Trost gewesen.

Die Schmerzen nahmen jetzt mit jedem Augenblicke zu, und so sah man wohl, daß dieser Tag sein letzter seyn würde. Die Umstehenden litten ebenfalls dabey, und der Bischof war so gerührt, daß er ausrief: O Gott! Welchen Trost, welches Beyspiel giebst du mir! Ruhiger und williger ward dir noch kein Opfer gebracht, als der Abt Rancé sein Leben opfert. Aber wir hoffen auch, daß es dir ein angenehmer Geruch seyn werde. Doch Rancé sagte: Was ist mein Leben, und wer bin ich denn überhaupt, daß ich es wagen könnte, ihm ein, seiner allerhöchsten Majestät so wenig angemessenes, Opfer zu bringen? Als der Bischof die Bemerkung machte: Gott verleihe Rancé den Trost, so, wie St. Johannes, der geliebte Apostel Jesu Christi, zu

sterben, nämlich in einem hohen Alter, mitten unter seinen Schülern, und mit Hinterlassung eines Testaments, worin ihnen das Gebot der Liebe als Erbtheil vermacht sey; da sagte Rancé: Ich ermahne sie, sich unter einander zu lieben, denn dieß ist das Gebot Jesu Christi, und wer das Gebot der Liebe hält, der erfüllt die übrigen alle.

Da der Abt wußte, daß Rancé seit der Niederlegung seiner Stelle es sich zum Gesetz gemacht hatte, über nichts mehr zu disponiren, so wendete er sich an den Bischof, und bat diesen, ihn zu ersuchen, daß er ihm sein Brevier und sein neues Testament als ein freundschaftliches Andenken vermachen möchte. Diese beiden Bücher und die Ordensregel waren immer sein Trost gewesen, und ihrer hatte er sich bey seinen Andachten, selbst bey seinen Ausarbeitungen bedient. Er schenkte sie dem Abte auf die verbindlichste und bescheidenste Art, bat aber um Erlaubniß, sich des Breviers noch bedienen zu dürfen. Eine Stunde darauf starb er.

Je mehr sein letzter Augenblick heran nahete, desto ruhiger und stiller ward er. Um Mittag, als er die Nona betete, überfiel ihn eine solche

Ohnmacht, daß man ihn für todt hielt. Indeß erholte er sich so weit, daß er mit ganz schwacher Stimme sagte: O Ewigkeit! Welches Glück, o mein Gott, eine ganze Ewigkeit bey dir zu seyn! Man hielt ihm ein Crucifix vor, das er andächtig umfing, das Bildniß und den Todtenkopf am Fuße des Kreuzes küßte, und es dann an einen Mönch zurück gab. Als er bemerkte, daß dieser bloß das Bildniß Christi, nicht aber auch den Todtenkopf küßte, so sagte er mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit: Warum küssen Sie den Todtenkopf nicht? Küssen Sie nur immer ohne Widerwillen das Bildniß des Todes, den sie in seiner Wirklichkeit nicht fürchten dürfen; denn er endiget unsere Pilgrimschaft und alles unser Leiden; durch ihn gehen wir zu Jesu. Der Mönch küßte den Todtenkopf, nahm aber Rancé's Worte als eine Anzeige seines eignen nahen Todes auf, worin er sich auch nicht betrog; denn er starb bald nach ihm.

Da alle Anzeigen seiner nahen Auflösung vorhanden waren, so machte man das Lager von Asche und Stroh zurecht, auf dem er sterben sollte. Man gab dem Bischofe und Abte Nachricht davon, die sich sogleich in das Krankenhaus

verfügten. Rancé betrachtete diesen Altar, auf dem er sein Opfer vollenden sollte, mit Ruhe, und gab sich, so weit seine Kräfte hin reichten, selbst Mühe, sich darauf zurecht zu legen. Der Bischof besprengte ihn hierauf mit Weihwasser, und knieete neben ihm nieder. Als man das Sterbegebet vorzulesen anfing, bat ihn der Bischof, er möchte seine Hand in die seinige legen. Als er dieß gethan hatte, hielt ihm der Bischof das Crucifix mit den Worten vor: Bitten Sie nicht Gott um Verzeihung, und kennen Sie mich noch? Rancé antwortete: Ich bitte Gott demüthigst aus dem Grunde meines Herzens, mir meine Sünden zu verzeihen, so groß sie und so viel ihrer auch sind. Ich zittre vor seiner Gerechtigkeit, doch hat er mir ein solches Vertrauen zu seiner Barmherzigkeit gegeben, als ein Sohn auf die Güte seines Vaters nur setzen kann: Mehr zu sagen, verstattete seine Schwachheit nicht; doch einen Augenblick nachher fuhr er fort: Ich bitte den allmächtigen Gott, den Vater der Barmherzigkeit, den Gott des Trostes, um des Verdienstes Jesu Christi willen, mich in die Zahl derer aufzunehmen, die er bestimmt hat, ewig sein Lob zu singen, ihn ewig zu preisen. Und

Sie, Herr Bischof! Sie werde ich nicht vergessen, wenn mir Gott sonst diese Gnade erzeigt; ich kenne Sie noch sehr wohl.

Der Bischof wandte sich an den Abt, und fragte diesen: Ob man Rancé nicht etwas Stärkendes gegeben habe? Statt seiner, antwortete Rancé selbst: Ihre theilnehmende Liebe hat nichts versäumt; sie haben für mich in allen Stücken gesorgt, und dieß hat mir das Leben so lange erhalten, daß ich nun noch des Trostes genieße, meine Seele in Ihren Händen aushauchen zu können, damit Sie sie Gott übergeben.

Was er nun noch sprach, war kaum vernehmlich; seine Stimme erstarb nach und nach, und brachte die Worte nur noch einzeln hervor. Von Zeit zu Zeit sagte der Bischof ihm Sprüche aus den Psalmen und andern Büchern der h. Schrift vor, die er noch hörte und verstand. Als jener ihm die Worte aus dem 26sten Psalm zurief: Der Herr ist mein Licht und mein Heil! fuhr Rancé fort: Vor wem sollte ich mich fürchten? Und als der Bischof betete: Komm, Herr Jesus, du bist mein Schutz und mein Erlöser! raffte der Sterbende seine letzte Kraft zusammen, und sprach: Herr! Säume nicht länger! O du

mein Gott, eile und komm! — das waren die letzten Worte, die man verstand, doch bemerkte man, daß er noch Besinnung hatte. Da die Thür des mit Menschen schon ziemlich angefüllten Krankenzimmers zugeschlossen war, aus Besorgniß, daß es den Zustand des Kranken erschweren möchte, wenn noch mehrere herein kämen, so bat der Bischof, alle Thüren zu öffnen, damit Rancé's Kinder alle den Trost haben möchten, Zeuge von der Gnade zu seyn, die Gott auch im Sterben ihrem Vater erzeigte. An der Miene des Sterbenden sah man, daß er verstand, was der Bischof verlangte, und diese Gegenwart des Geistes behielt er bis zum letzten Augenblicke; denn als der Bischof ihm das Kreuz auf die Stirn gemacht hatte, sah er ihn zärtlich an, drückte ihm die Hand, schlug die Augen gen Himmel auf, und verschied ohne Zucken, am 27sten Octob. 1700 Nachmittags 2 Uhr im 75sten Jahre seines Lebens, wovon er fünf und dreißig in der Einsamkeit zugebracht hatte. Seinem Verlangen gemäß, wurde seine Leiche nicht im Begräbniß der Aebte, sondern auf dem Kirchhofe beerdiget, um auch nach seinem Tode noch mitten unter seinen Kindern zu seyn.

Der

Der vorstehenden Lebensbeschreibung sind im Original noch vierzehn Kapitel angehängt, unter folgenden Ueberschriften: I. Von seiner Frömmigkeit und seiner Liebe zu Gott. Wie sehr er von der Furcht vor Gottes Gericht durchdrungen war. Vortreflicher Grundsatz, die Liebe des Nächsten betreffend. II. Daß die christliche Frömmigkeit nicht erlaube, die Liebe und Furcht Gottes von einander zu trennen; daß sie wechselsweise das Herz einnehmen müssen. Merkwürdiges Beyspiel davon. III. Von der Verachtung der Welt. Wie sehr sie das Herz des Abts von la Trappe durchdrungen hatte. IV. Von der Uneigennützigkeit des Abts von la Trappe. Von seinem vollkommenen Vertrauen auf Gott. Wie Gott beides gesegnet hat. V. Von seiner Abneigung gegen Processe. Seine Denkart und sein Betragen, wenn er das Vermögen seines Klosters vor Gericht zu vertheidigen genöthiget war. VI. Von der christlichen und klösterlichen Demuth. Wie tief sie in das Herz des Abts von la Trappe eingegraben war. VII. Fortsetzung des vorigen. Durch mehrere Beyspiele wird gezeigt, wie Rancé die Demuth ausgeübt habe. VIII. Von seinen Kasteiungen und seiner Liebe zur Buße.

IX. Von Vergebung der Beleidigungen. Von Rancé's Liebe gegen seine Feinde. Seine Gesinnungen und sein Betragen in Ansehung ihrer. X. Wie sehr er die Einsamkeit und das Stillschweigen geliebt. Seine Denkart und Benehmen in dieser Rücksicht. XI. Vom Gebet. Wie Rancé sich demselben ergeben. Seine Abneigung gegen die Neuerungen, die man dieserhalb einführen wollen. Sein beständiger Hang, für das Wohl der Kirche, des Königs und des Staats zu beten. Seine Frömmigkeit in Ansehung des h. Meßopfers. XII. Sein Eifer, die Klosterdisciplin wieder herzustellen. Seine Wachsamkeit und Gelindigkeit gegen Schwache. Wie sehr er seine Brüder geliebt, und von ihnen geliebt worden. XIII. Von seiner Geduld bey den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens. Wie sehr er sich in dieser Tugend ausgezeichnet. XIV. Vom Tode. Wie Rancé darüber dachte, und wie entfernt er war, den Tod zu fürchten.

Bey weitem das mehrste von dem, was diese vierzehn Kapitel enthalten, ist schon in der Lebensbeschreibung enthalten, und das übrige kann nur wenige Leser, besonders protestantische, interessiren. Es wird daher hinreichend seyn, nur

aus einigen Kapiteln einen kurzen Auszug mitzutheilen.

Zum Beweise, daß die Furcht und Liebe Gottes nicht von einander getrennt werden dürfen, wird im zweiten Kapitel ein Beyspiel angeführt, das Rancé den Mönchen zu la Trappe einst erzählt hat. Als die Meinungen der Quietisten sich in Frankreich unter allen Ständen verbreiteten, fanden sie auch in einem, von la Trappe weit entlegenen Nonnenkloster, Eingang, und eine der Nonnen ließ sich davon hinreißen. Sie war von vornehmer Geburt, und besaß viel Verstand. Ihre Superiorinnen, welche die Folgen von ihrer Schwärmerey voraus sahen, warnten sie bey Zeiten: Aber die Nonne antwortete: Sie lasse sich vom Gefühl der reinen Liebe leiten, und das Gefühl der Furcht schicke sich nicht für Bräute Christi; das hieß, sie herab würdigen, wenn man sie diesem unterwerfen wolle. Die Superiorinnen stellten ihr vor: Beides könne recht gut mit einander bestehen; das eine schließe das andre nicht aus, und nichts könne so sehr dienen, Versuchungen Widerstand zu leisten, als gerade die Furcht. Doch die Nonne, die sich den Empfindungen der reinen Liebe ganz hinge-

geben hatte, achtete nicht darauf, und so überließen ihre Vorgesetzte sie sich ihr selbst. Eine Zeitlang war, oder schien sie, ruhig dabey, aber sie verfiel nachher in eine solche Schwärmerey, daß sie sich selbst davor schämte. Jetzt gingen ihr die Augen auf, und sie sah nun, wohin die übel verstandene Liebe sie geführt hatte, daher sie mit Ernst an ihrer Bekehrung arbeitete. Sie wußte nur nicht, an wen sie sich deßhalb wenden solle, und wagte es nicht, sich ihren Superiorinnen zu entdecken. Zufällig hörte sie vom Kloster la Trappe und dem Abt Rancé reden, und sie beschloß, sich an diesen zu wenden. Sie schrieb einen mehr als achtzig Seiten langen Brief an ihn, worin sie ihm ihr ganzes Leben, vom vierzehnten Jähre an, beichtete, und um seinen Rath bat. Rancé beantwortete den Brief so, wie es der Gemüthsbeschaffenheit und dem Bedürfniß dieser Person angemessen war, doch war er sehr verlegen, wie er ihn sicher in ihre Hände bringen solle, denn er fürchtete, daß ihn die Superiorinnen bekommen, und so eine, nur ihm abgelegte, Beichte, zu der sich die Nonne gegen sie nicht hatte entschließen können, erfahren möchten. Er verfiel also darauf, einem Geistlichen, auf den

er sich vollkommen verlassen konnte, den Brief anzuvertrauen, und ihn damit abzuschicken. Dieß geschah. Der Brief ward der Nonne selbst eingehändiget; sie befolgte pünktlich den ihr gegebenen Rath, und erbauete von nun an ihre Schwestern durch Frömmigkeit, Demuth und heiligen Lebenswandel eben so sehr, als sie zuvor sie durch ihre Eitelkeit und Schwärmerey geärgert hatte. Rancé trug übrigens die Kosten von der Hin- und Rückreise des Geistlichen.

Als Abt von la Trappe wünschte Rancé oft, daß das Kloster gar keine Einkünfte haben möchte. Er war der Meinung, daß durch den Reichthum die Klosterzucht zerstört worden sey, und dieser die Mönche verdorben habe, denn so lange sie arm gewesen wären, hätten sie auch ein heiliges Leben geführt. Er ging gar so weit, daß er den Wunsch äußerte: Er und seine Brüder möchten gar keine Behausung haben. Wir würden uns dann, sagte er, im Walde, um diese Sümpfe herum, kleine Hütten bauen, so wie die alten Einsiedler im Morgenlande; so viel Nahrung als wir bedürften, würde sich finden, denn die Natur ist mit wenigem zufrieden, und da wir mit den Gütern dieser Welt gar nichts zu schaf-

sen hätten, so würde unsre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn, uns die Güter des Himmels zu erwerben.

Von seiner völligen Uneigennützigkeit giebt es eine Menge Beyspiele, wovon hier nur ein Paar angeführt werden sollen. Als sich das Kloster einst, wegen der großen Ausgaben für nothwendige Gebäudereparaturen, in großer Geldverlegenheit befand, war Rancé im Begriff, seine letzte ausstehende Forderung von 1200 Livres einzuziehen, als sich ein Abt seines Ordens, der in großer Noth war, an ihn wendete, und ohne auf sein eigenes Bedürfniß Rücksicht zu nehmen, schätzte Rancé sich glücklich, daß er ihm jene Summe überlassen konnte. Gerade zu dieser Zeit meldete sich ein Mann von beträchtlichem Vermögen, der 2000 Thaler bot, wenn man ihn in das Kloster aufnehmen wollte. Da Rancé aber fand, daß er Eigenheiten hatte, die sich mit dem Stande nicht vertrugen, den er zu ergreifen Willens war, so wies er ihn, nachdem er ihn näher kennen gelernt, gänzlich ab, ohne von seinem Erbieten Gebrauch zu machen.

Nicht lange nachher kam ein Mann von Stande, der seine Frau verloren hatte, nach la

Trappe, um dort Trost zu suchen. Bey seiner Abreise bat er den Abt, hundert und funfzig Louisd'or, als ein Almosen anzunehmen und für seine Frau und ihn selbst im Kloster dafür beten zu lassen. Rancé machte große Schwierigkeiten dagegen, allein da jener mit Bitten nicht nachließ, so zog er den Convent darüber zu Rath, und mit dessen Zustimmung nahm er das Geld an. Als nachher bey einem Generalkapitel des Ordens über dieses Allmosen einige Bedenklichkeiten entstanden, so freuete sich Rancé, daß dieß ihm Gelegenheit verschaffte, die Summe zurück zu schicken.

Ein Pfarrer in Dauphiné, schrieb einst an ihn: Schon lange habe Gott ihm den Gedanken eingegeben, sich nach la Trappe zu begeben, und daselbst seine Tage in der dort üblichen Buße zu endigen. Bisher habe er diesen guten Vorsatz nicht ausführen können, weil es ihm nicht möglich gewesen sey, seinen Vater, der bey seiner Armuth seiner Unterstützung bedürfe, zu verlassen. Rancé antwortete ihm: da er frey handeln könne, so müsse er seinen Vater unterstützen; denn dieser Pflicht müsse sein Verlangen, sich nach la Trappe zu begeben, nachstehen, doch möchte er in sei-

ner jetzigen Lage dem Hange zur Buße folgen, bis es Gott gefalle, ihn gänzlich frey zu machen. Diese Antwort bekümmerte den Pfarrer, und als Rancé davon Nachricht erhielt, erkundigte er sich, wie viel dessen Vater zu seinem Unterhalte nöthig habe. Der Pfarrer meldete ihm: Wenn sein Vater, außer dem, was er ihm sonst geben könne, jährlich funfzig Livres erhalten könnte, so würde er sich wohl darin ergeben, sich von ihm zu trennen. Rancé versicherte diese Pension, wenn gleich der Pfarrer weiter keine Vorzüge hatte, bloß um seines Dranges willen, sich nach la Trappe zurück zu ziehen, welches nunmehr auch geschah.

Rancé hat die Einkünfte des Klosters um keinen Sol vermehrt, und lieber alle Fremde, die dahin kamen, umsonst bewirthet, als die Geschenke angenommen, die sie oft ihm aufdringen wollten.

Unter den Mönchen zu la Trappe war auch ein Verwandter von ihm, dem er aber eben so, wie allen übrigen, begegnete. Er beförderte ihn nie zu einer Stelle, ob er gleich zu den ältesten gehörte. Drey Male ward bey seinem Leben, auf seine Empfehlung, die Abtey vergeben,

aber nie fiel es ihm ein, ihn dem Könige vorzuschlagen.

In Ansehung der Aufnahme neuer Mitglieder hatte er seine eigenen Grundsätze. Er lehnte sie selbst bey Personen ab, die sich durch vorzügliche Tugend, Kenntnisse und Talente auszeichneten, so bald er glaubte, daß sie in dem Stande, in welchen Gott sie gesetzt hatte, nützlicher wären. Zu diesen lassen sich rechnen: der Cardinal Rez, und der Erzbischof von Sens, Heinrich von Gondrin. Dem Vortheile der Kirche und des Staats, opferte er gern den Glanz seines Klosters auf. Indessen hat er doch ein Paar Male eine Ausnahme von dieser Regel gemacht, woran aber Eigennutz nicht den geringsten Antheil hatte.

Seine Abneigung gegen Processe war so groß, daß er einen Müller, der des Klosters Pächter war, lieber über seine ganze Schuld quittirte, als zugeben wollte, daß man ihn verklagte. Da man seine Gutmüthigkeit oft mißbrauchte, so drang man einst so ungestüm in ihn, daß er seine Einwilligung geben mußte, einen Schuldner des Klosters fest setzen zu lassen. Gleich nachher gereuete es ihn. „Sie haben mich über-

überrascht, sagte er zu denen, die ihm seine Zustimmung abgezwungen hatten; nein! nie würde ich es mir verzeihen, daß ein Mensch in's Gefängniß gekommen wäre, wenn ich es hätte verhindern können. Ach! so handelte der h. Bernhard nicht! Er, der so leicht alles erließ, was man ihm schuldig war. So betrug sich weder Christus, noch die heiligen Väter. — Kurz, er hatte keine Ruhe, als bis man den Schuldner auf freien Fuß gestellt hatte, und er wollte sich lieber dem Verlust der Forderung aussetzen, als zugeben, daß bey jenem die mindeste Gewalt angewendet würde.

Ein benachbarter Pfarrer machte dem Kloster einen Zehnten streitig. Rancé ließ solchen lieber fahren, als daß er deßhalb eine Klage anstellen wollte. Der Oeconom des Klosters stellte ihm vor, daß es wenigstens gut seyn würde, einen Protest einzulegen, von dem zu gelegener Zeit Gebrauch gemacht werden könnte. Rancé antwortete: Dafür hüten Sie sich, mein Bruder! Glauben Sie denn, da ich jetzt einen Proceß vermeide, daß ich dabey die Absicht behalte, jemals zu klagen? Wissen Sie nicht, wie sehr ich dergleichen Streitigkeiten hasse? Wozu sollen

wir ein solches Aergerniß geben? Ich sehe wohl, Sie und die übrigen werden in der Folge nichts als Chikanen machen, und man wird kaum ein Paar Schaufeln voll Erde über mich geworfen haben, so werden Sie um dreißig Sols willen eine Klage anstellen. Aber Gott wird Sie dafür strafen, sein Unsegen wird auf Ihnen ruhen, und er wird seinen Geist von Ihnen nehmen.

Noch ein andrer benachbarter Geistlicher machte ebenfalls Ansprüche an einen dem Kloster zugehörigen Zehenten. Rancé ließ ihm sehr vortheilhafte Vergleichsvorschläge machen, und jedermann rieth dem Pfarrer, sie anzunehmen, weil er durch einen Rechtsspruch auf keinen Fall so viel erhalten werde, als ihm der Abt anböte. Dieser wollte es aber durchaus zur Klage kommen lassen, und so nahm jeder Theil einen Anwald an. Rancé vermittelte aber durch seine Freunde die Sache dahin, daß der Pfarrer sich dazu verstand, sie einer schiedsrichterlichen Entscheidung zu unterwerfen. Es wurden Schiedsrichter bestimmt, aber selbst die, welche der Pfarrer gewählt hatte, sprachen ihm seine Forderung eben so gut ab, als die übrigen. Jetzt wollte der Pfarrer von diesem Spruche appelliren; al-

kein der Grundherr des Kirchspiels schrieb an den Abt: Wenn er die zuerst angebotene vortheilhafte Vergleichsvorschläge noch jetzt zugestehen wolle, so werde er den Pfarrer dahin vermögen, auf die Appellation Verzicht zu thun. Dieser Meinung war der Klosteröconom zwar nicht; vielmehr versicherte er dem Abt, der Proceß würde, mit Ersatz der Kosten, gewonnen werden, und die Ansprüche würden kein Ende nehmen, als bis man das Klostergut etwas standhafter gegen solche Angriffe vertheidige. Doch Rancé bewilligte die nämlichen Vortheile, wozu er sich noch vor der Entscheidung erklärt hatte.

War er durchaus gezwungen, sich in gerichtliche Streitigkeiten einzulassen, so befolgte er dabey folgende Grundsätze. Zuerst versuchte er jedes Mittel, die Sache, selbst mit Aufopferungen, in Güte beyzulegen. Mußte es aber zum Proceß kommen, so verlangte er, daß dabey nicht nur alle Chikanen, sondern auch alles, was den Gegentheil beleidigen könne, vermieden werden, und man sich bloß auf die simple Darstellung der Thatsachen, mit Beyfügung der nöthigen Beweismittel beschränken solle. Wenn im Laufe des Processes Vergleichsvorschläge geschähen, so müsse

man zu deren Annehmung geneigt seyn, übrigens auch, so wenig während des Processes, als nachher, gegen seinen Gegner weder Bitterkeit noch Rachsucht im Herzen nähren.

Unter den klösterlichen Tugenden schätzte er die Demuth ganz vorzüglich. „Was ich am mehrsten fürchte, (sagt er in einem seiner Briefe,) das sind die Besuche, die man mir, und zuweilen von sehr entfernten Orten her, giebt, weil man von weit entfernten Dingen, so bald sie nur nngewöhnlich sind, sich eine eigene Vorstellung macht. Hierüber muß ich mich beklagen, denn durch diese Besuche wird unsre Einsamkeit gestört, und der Eigenliebe geschmeichelt; ich bin aber schwach genug, mich gegen den Beyfall der Menschen nicht vertheidigen zu können."

Einem Geistlichen, der ihm in seinem Briefe die Titulatur „Herr" gegeben hatte, antwortete er: Erlauben Sie mir, hochwürdiger Vater, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich als ein Mönch, wie ich bin, auf alle Titulaturen und weltliche Ehren Verzicht gethan habe, und daß Ihr „Herr" Niemanden weniger zukömmt, als mir. — Auch durfte ihn im Kloster Niemand Herr nennen, sondern bloß Vater Abt.

In der That war sein Wunsch, als er seine Pfründen aufgab, bloß der, ein simpler Mönch zu werden; und regulirter Abt wurde er nur deßhalb, weil es ihm sonst an der nöthigen Autorität gefehlt haben würde, eine bessere Disciplin einzuführen. Aber auch als Abt war er nicht anders gekleidet, als seine Mönche, und je abgetragener seine Kleidung war, desto lieber hatte er sie. Die Schuhe, worin er starb, hatte er zehn Jahre getragen, und vor ihm schon ein andrer Mönch. Bey den Feldarbeiten trug er Holzschuhe. Auch beym Messelesen sah man keinen Schmuck an ihm. Nie bediente er sich eines andern Kreuzes, als eines hölzernen. Gleich dem geringsten Mönche, reinigte er die Ställe, trug den Mist heraus, half beym Ausbringen der Teiche, wusch Gefäße, und jätete Unkraut aus.

Seine schriftliche Ausarbeitungen unterwarf er der Beurtheilung seiner Freunde, selbst seiner Mönche. Was man daran auszusetzen fand, änderte er ohne Schwierigkeit, vorausgesetzt, daß es nicht etwas betraf, was er für wahr, für gerecht, oder seiner Pflicht für gemäß hielt, denn in einem solchem Falle blieb er fest bey seiner Ueberzeugung.

Als er seine Abtsstelle niedergelegt hatte, ward einst ein Mönch plötzlich krank, und wandte sich, in Abwesenheit des Abts, an Rancé, mit der Bitte, ihm Hülfe zu verschaffen. Rancé ließ den Prior aufsuchen, weil er selbst sich in nichts mehr mengen wollte; als dieser aber nicht zu finden war, glaubte Rancé, die Menschenliebe leide nicht, den Kranken länger auf Hülfe warten zu lassen, daher er das nöthige veranstaltete. Die beiden dem Abte Armand ergebenen Mönche erfuhren dieß, hinterbrachten es diesem am folgenden Morgen, und eine ganze Stunde lang wurden Rancé die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er sich betrage, als wenn er noch Abt wäre, da er doch jetzt bloßer Mönch sey. Er hörte dieß gelassen an, und erwiederte weiter nichts, als: Sie hätten Recht; er habe seine Befugniß überschritten; es solle nicht wieder geschehen, und er bitte sie, ihn zu entschuldigen.

Seinen Grundsatz: daß das Leben eines Christen eine beständige Buße seyn müsse, befolgte er gewissenhaft. Als Nachtrag zu dem, was in seiner Lebensbeschreibung schon gesagt worden, hier noch einige Züge. Ein benachbarter Edelmann hörte, daß er bloß Tisane trinke,

weil der gewöhnliche Cider ihm zu viele Hitze verursache; er schickte Rancé daher verdünnten Cider, den er auch Anfangs trank; doch weil er ihn von zu angenehmen Geschmack fand, so mochte er nicht weiter davon trinken, sondern kehrte zu seiner Tisane zurück. Da er sie gleich für mehrere Tage im voraus machen ließ, und sie säuerlich wurde, so war sie ein widriges Getränk, doch beschwerte er sich nicht darüber. Man bat ihn zwar, sich öfters frische machen zu lassen, allein seine Antwort war: Sie müßte sehr schlecht seyn, wenn sie für ihn nicht gut genug seyn sollte.

Eben so ging es mit der Fleischbrühe, die für ihn zuweilen, statt des Abendessens, bloß mit einigen Kräutern gekocht wurde, um seiner Brust Erleichterung zu verschaffen. Auch diese mußte auf mehrere Tage gemacht werden, und so bekam sie eine unangenehme Schärfe; doch je übler sie schmeckte, desto lieber trank er sie.

Zuweilen ward es vergessen, ihm Brod bey Tische hin zu legen. Dann aß er ohne Brod. Desto aufmerksamer war er in Ansehung seiner Mönche, und ließ es ihnen an nichts fehlen. Er äußerte mehrere Male: Wenn er nicht den Schein eines Sonderlings und das Aufsehenmachen gefürchtet

fürchtet hätte, so würde er sich bloß mit Wasser und Brod begnügt haben.

Er hielt sich zwar von jeher sehr reinlich an seinem Leibe; als er aber in seiner Krankheit einige Male, wegen gar zu heftiger Schmerzen, die Wäsche nicht wechseln konnte, und vom Ungeziefer geplagt wurde, ertrug er diese widrige Beschwerde ohne sich zu beklagen. Diese Thierchen, sagte er, fressen mich lebendig; aber wenn ich todt bin, werden die Würmer noch ganz anders mit mir wirthschaften.

Gegen die Kälte war er höchst empfindlich, daher er sich, als er nach la Trappe zog, vor dem Winter sehr fürchtete. Dennoch arbeitete er beym größten Froste mit den Mönchen in freier Luft. Fast zwanzig Jahre hat er dort verlebt, ohne sich ein einziges Mal zu wärmen; erst als Alter und Schwachheit ihn drückten, gab er auf inständiges Zureden seiner Freunde nach, daß ein Ofen in seinem Zimmer gesetzt werden durfte.

Beleidigungen zu vergeben, und seine Feinde zu lieben, war ihm zur andern Natur geworden. Ein Abt vom nämlichen Orden, der einer seiner liebsten Freunde gewesen war, und dem er große Dienste geleistet hatte, brach nicht nur, oh-

ne alle Veranlassung, mit ihm, sondern zog ihm auch dadurch, daß er schlecht von ihm sprach, um so mehr Nachtheil zu, weil jedermann wußte, daß sie vertraute Freunde gewesen waren, daher Niemand darauf verfiel, daß die von ihm verbreitete Sagen völlig ungegründet seyen. Als dieser Abt nachher sein Vergehen erkannte, reisete er nach la Trappe, um Rancé um Verzeihnng und Aussöhnung zu bitten. Dieser empfing ihn eben so freundlich als vormals, und ersparte ihm die Schaam, Abbitte zu thun. Er ließ ihn, statt seiner, am grünen Donnerstage und in den drey folgenden Tagen die Messe lesen, empfing, nebst seinen Mönchen, das h. Abendmal aus seinen Händen, überhäufte ihn mit Artigkeit, und erzeigte ihm alle ersinnliche Ehre. Als der Abt wieder abgereiset war, konnte sich doch einer der Mönche, der das ganze Verhältniß kannte, nicht enthalten, zu Rancé zu sagen: Ein Mensch, der sich so schlecht gegen ihn betragen, habe keine so gute Aufnahme verdient. Und wie haben wir denn, antwortete Rancé, uns gegen Gott betragen? dem ohnerachtet nimmt er uns täglich mit so vieler Güte auf. Sie müssen wissen, mein Bruder, daß mit

dem Maaße, womit wir andere messen, uns selbst wird gemessen werden.

Man sagte ihm, daß ein Paar Geistliche, die er bedeutend unterstützte, nicht aufhörten, ihn schändlich zu verleumden, und rieth ihm, die Pension, deren sie sich unwerth gemacht hätten, einzuziehen. Dafür werde ich mich wohl hüten, sagte Rancé; im Gegentheil muß man sie zu erhöhen suchen, denn das Evangelium befiehlt uns, unsern Feinden Gutes zu thun. Wirklich gab er auch den Verleumdern eine Zulage.

Ein nahe beym Kloster wohnender Bauer behauptete, daß ein, der Abtey zugehöriges, Stück Land sein Eigenthum sey, und so ungegründet dieß auch war, brachte er doch geradezu alles darauf stehende Getraide in seine Scheune. Rancé gab nicht zu, daß er darin gehindert wurde. Er wollte sich lieber das nehmen lassen, was seiner Abtey zugehörte, als verstatten, gegen den Bauer klagbar zu werden. Einige Zeit darauf besuchte der Pfarrer des Dorfs, in dem der Bauer wohnte, den Abt zu la Trappe, und dieser fragte ihn seiner Gewohnheit nach, ob in seiner Gemeinde Nothdürftige wären? Da nannte ihm der Pfarrer einige, und nun fragte Rancé

auch nach den Umständen jenes Bauers. Der Pfarrer gestand, daß dieser in großer Noth sich befinde; er habe aber seiner, eben wegen seines schlechten und ungerechten Betragens gegen die Abtey, nicht erwähnen mögen. Ey! sagte Rancé, das sind gerade die Leute, die man unterstützen muß; das Evangelium empfiehlt sie uns, und ich kenne keine bessere Empfehlung. Sogleich ließ er den Oeconomen rufen, und trug ihm auf, dem Bauer ohne Verzug alles zu schicken, was er etwa nöthig haben möchte. Der Oeconom wollte Einwendungen machen, aber der Abt kam ihm zuvor, und sagte: Nun, mein Bruder, sind wir so glücklich, eine so schöne Gelegenheit zu finden, unsre Sünden so wohlfeil versöhnen zu können!

Als er hörte, daß ein gewisser Geistlicher gestorben sey, der während seines Lebens, sowohl Rancé selbst als dem Kloster la Trappe allen möglichen Schaden zugefügt hatte, so ließ er ein eigenhändig geschriebenes Billet in die Sakristey legen, folgenden Inhalts: „Man wolle unsern Herrn Jesum Christum für eine kürzlich verstorbene Person bitten, die ein Feind dieses Hauses war. Ich erwähne dieses Umstandes deßhalb,

weil solcher, wenn Sie, meine Brüder, wahre Christen sind, Ihnen zu einem desto größeren Antriebe dienen wird, seine Seele Gott um so inbrünstiger zu empfehlen."

Aber auch die christliche Geduld hat ihre Grenzen; und so vertheidigte sich Rancé muthig, so oft seine oder der Seinigen Rechtgläubigkeit angegriffen, oder sein Lebenswandel in solchen Punkten verschrieen wurde, wo sein Stillschweigen Aergerniß veranlaßt haben würde.

Nach seinen Grundsätzen mußte Einsamkeit und Stillschweigen mit dem Klosterleben unzertrennlich verbunden werden. Einst schrieb er an einen Freund: „Wenn ich damals, als ich die Welt verließ, gewußt hätte, daß ich noch ferner etwas mit ihr zu schaffen haben, oder daß sie noch weiter an mich denken würde, so wäre ich kein Mönch geworden, sondern ich hätte mich in irgend eine Einöde begeben, die von allen Menschen so fern gewesen wäre, daß ich gar nichts mehr mit ihnen zu thun gehabt, und die Welt eben so wenig noch an mich, als ich an sie, gedacht hätte. Denn kurz, was ist ein Mönch ohne Einsamkeit und ohne Stillschweigen?"

Dieser Grundsatz war seinem Herzen so tief

eingeprägt, daß, als er einst das Leben des Hrn. v. Chasteuil, eines berühmten französischen Einsiedlers vom Berge Libanon, las, Rancé sagte: Dieser habe das gute Theil erwählt, und wäre er selbst nicht gebunden gewesen, so würde er das nämliche gethan haben. Ach! seufzte er, wer giebt mir Taubenflügel, damit ich die Gesellschaft der Menschen fliehen, mich in einer Wüste verbergen, und da mit wilden Thieren leben könnte, die treuer, und weniger grausam sind als die Menschen; damit ich dort, nur von Gott gekannt, und an nichts sonst denkend als nur an ihn, meinen Lauf vollenden möchte, frey von Sorgen, Unruhe und Verdruß. Ach! mein Gott! habe ich darum alles verlassen, um mich so zwischen dir und der Welt zu theilen?

Die Vorstellungen derer, die er über diesen Hang zum Einsiedlerleben um Rath fragte, und die Beyspiele des h. Bernhards und andrer Heiligen, die man ihm vorhielt, welche eben so wie er beständig wünschten, Eremiten zu werden, denen aber die Liebe des Nächsten die Erfüllung dieses Wunsches nicht erlaubte, hielten auch ihn davon zurück.

Aus dem Gebet machte er seine vornehmste

Beschäftigung, denn er glaubte, daß es einem Superior noch nöthiger sey, als einem bloßen Mönche, weil jener durch Beten sich Erleuchtung, Kraft und Salbung verschaffen müsse. Ehe er Messe las, hielt er erst jedes Mal am Altare ein langes Gebet, wobey man ihn oft Thränen vergießen sah. Es war ihm höchst empfindlich, als seine Krankheit ihn am Messelesen hinderte; er betrachtete dieß als eine Art von Excommunication, und als eine Strafe seiner alten Sünden. Da er nur noch gleich den Layen, das Abendmal genießen konnte, so hielt er sich des Priesterstandes für unwürdig.

In seiner Lebensbeschreibung ist erzählt worden, wie er es anfing, Ordnung und Disciplin im Kloster la Trappe herzustellen, und diesen Zweck in der Art zu erreichen, daß die Mönche dennoch ihn verehrten und liebten. Als ihn einst ein Superior besuchte, der allgemein in dem Rufe stand, vorzügliches Geschick in der Direction eines Klosters zu besitzen, brachte Rancé die Rede auf diesen Gegenstand, worauf sich auch der Superior gern einließ. Als ersten Grundsatz stellte er auf: Ein Vorgesetzter müsse als ausgemacht annehmen, daß er von seinen Untergebe-

nen nicht geliebt werde, und daß sie kein Vertrauen zu ihm hätten. Er war im Begriff, hieraus Folgerungen abzuleiten, als Rancé ihn mit der Frage unterbrach, ob er diesen Satz für so allgemein halte, daß gar keine Ausnahme davon statt finde? Jener erwiederte: So allgemein, daß er glaube, es gebe keinen Superior in der Welt, der davon nicht überzeugt sey. Hierauf versicherte Rancé, daß ihn die Erfahrung gerade vom Gegentheile belehre; er liebe seine Brüder zärtlich, sey aber überzeugt, daß auch sie ihn aufrichtig liebten, und was ihr Vertrauen betreffe, so könne er nicht daran zweifeln, es ganz zu besitzen. — Das war dem Superior eben so auffallend, als unglaublich. Doch mußte er sich endlich durch die Proben, die ihm Rancé davon gab, wohl überzeugen. Indessen meinte er: Rancé sey der einzige in der Welt, dem so etwas noch begegnet sey. Dieser antwortete: Er wisse zwar nicht, ob der Fall so selten sey; er könne aber versichern, wenn er nur im geringsten an der Liebe und dem Vertrauen seiner Mönche zweifeln müßte, so möchte er auch nicht Einen Tag ihr Abt seyn. Denn, fuhr er fort, ich kenne nichts schrecklicheres, als einen gezwungenen Gehorsam, der folg-

lich in den Augen Gottes gar keinen Werth hat, und ich begreife nicht, wie in dieser Welt irgend etwas sonst einen Superior für die mit seiner Stelle verknüpfte Last entschädigen könne, als allein die Liebe und das Vertrauen derer, die seiner Leitung übergeben sind.

Durch keine Tugend zeichnete sich Rancé mehr aus, als durch eine grenzenlose Geduld. In seinem Buche über die Pflichten des Mönchsstandes, belehrt er seine Brüder, aus welchem Gesichtspunkte sie die Leiden dieser Welt betrachten sollen. Er will, daß die Liebe zu solchen Prüfungen so weit gehen soll, daß selbst die Furcht vor dem Tode sie nicht schwäche. Zu den Mönchen in la Trappe sagt er noch besonders: „Jedermann ist darüber einig, daß ein so bußfertiges und arbeitsames Leben, als hier geführt wird, nicht leicht von langer Dauer seyn könne, und die durch innere und äußere Kasteiungen angegriffene Natur in kurzer Zeit unterliegen müsse. Großen Strapazen widersteht man, und von schweren Arbeiten des Geistes und Körpers erholt man sich, wenn sie nicht gar zu anhaltend sind, und man sich hernach schonet und ausruhet. Aber hiervon weiß man hier im Kloster nichts. Hier

findet eine Verbindlichkeit statt, die keine Erholung leidet. Ein Mensch, der die Pflichten, welche unsre Regel ihm auflegt, gewissenhaft erfüllen will, muß seine Kräfte immerwährend anspannen, immer wachsam seyn, vom Gebet zum Lesen, vom Lesen zur Arbeit, von der Arbeit zum Psalmensingen übergehen; er muß eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf sich selbst haben, nie aus sich selbst heraus gehen, und außerdem noch fasten und sich kasteien. Sein Leben ist also eine wahre Kreuzigung, die ihm den Tod darstellt, ihn zu diesem hinleitet, und ihm Verlangen darnach einflößt, nicht, weil er seiner Last überdrüßig wäre, denn diese erträgt er um der Liebe Christi willen mit Freuden, sondern vermöge der Gesinnung, worin sich der Prophet befand, als er sagte: Wir leiden beständig, und wir müssen uns als Opfer betrachten, die zum Tode bestimmt sind. — Er hat keine andre Erholung, keinen andern Trost, als den er von Gott bekömmt, der aber auch durch seine Gnade allezeit die Leiden derer mildert, welche ihm dienen."

Die Vorwürfe, die seine Familie ihm über das Wegschenken seines Vermögens und die Niederlegung seiner Pfründen machte; den Verlust

manches Freundes, als er in den Mönchsstand trat; die Unannehmlichkeiten seiner Verschickung nach Rom; die ansteckende Krankheit, welche im Kloster la Trappe in kurzer Zeit die mehrsten Mönche hinweg raffte; die Gegner, welche ihm die Bekanntmachung seiner Schriften zuzog; seine Verketzerung, und die Verleumdungen in Ansehung seines Lebenswandels; endlich seine langen, schmerzhaften Krankheiten, und damit verbundene Schlaflosigkeit: Alles dieses ertrug er nicht nur ohne Klage, sondern sogar mit Freudigkeit des Herzens.

Er trieb die Gleichgültigkeit gegen das Leben so weit, daß er wünschte, seine Mönche möchten, wenn sie krank wären, nicht sehr nach einem Arzte verlangen, oder sich andrer als der gemeinsten Heilmittel bedienen, wenigstens keiner solchen, um derer willen man das Kloster hätte verlassen müssen. Hierüber hatte er mit seinem alten Freunde, dem Bischof von Comminges, einen kleinen Streit, den letzterer selbst in einem Briefe an eine Dame, folgender maaßen erzählt: „Gestern erhielt ich Ihren zweiten Brief, zugleich auch den vom Abt von la Trappe vom 9ten dieses Monats. Dieser vortrefliche und fromme

Mann mißbilliget es sehr, daß ich meine Einwilligung dazu gegeben habe, daß meine Nichte, die Aebtissin von N. eine Cur außer ihrem Kloster gebrauchen dürfe, weil sie, nach der Meinung der Aerzte, dort nicht wieder hergestellt werden könnte, indem die Klosterangelegenheiten eine beständige Störung verursachen würden. Noch hat sie das Kloster nicht verlassen, und das Lesen der Schriften des Hrn. v. Rancé hat ihr einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich Mühe haben werde, ihr diesen zu benehmen. — Ich hatte es ihm einst wohl vorher gesagt: Sein Eifer werde ihn noch so weit treiben, daß ihm Niemand folgen könne; damals versicherte er mir das Gegentheil, und daß er sich mäßigen würde. Jezt sehen Sie nun, gnädige Frau, seine Mäßigung, die darauf hinaus läuft, daß die Leute sterben, und dieß für nichts achten sollen. Ich meines Theils halte dafür, daß die Frömmigkeit nicht mörderisch seyn dürfe. Allerdings muß man lieber sterben, als etwas thun, was an sich unrecht ist; aber daß man einer Aebtissin, die ihrem Kloster vollkommen gut vorsteht, keine Erleichterung verschaffen, daß man ihr nicht verstatten soll, einen Gesundbrunnen zu gebrauchen, durch den sie al-

lein hergestellt werden kann, sondern sie lieber sterben lassen soll, als zugeben, daß sie sich Einen oder zwey Monate außer dem Kloster aufhalte: Eine solche Härte, die — ich gestehe es — ich Grausamkeit nennen würde, wenn die Rede nicht von einem Manne wäre, dessen Verdienste ich in hohen Ehren halte, und dessen Person ich zärtlich liebe, kann ich nicht billigen. Morgen reise ich ab, um die arme Aebtissin, die mir sehr lieb ist, zu besuchen. Den Brief des Abts von la Trappe werde ich ihr indessen nicht zeigen; ich bin versichert, daß nichts in der Welt sie aus ihrem Kloster bringen würde, wenn er ihr zu Gesicht käme.''

Diesen Brief bekam Rancé zu lesen; allein so sehr er auch des Bischofs Meinungen in allem übrigen achtete, so erlaubte ihm seine Gleichgültigkeit gegen das Leben dennoch nicht, die seinige in diesem Punkte zu ändern. Daher schrieb er an die Dame, an welche des Bischofs Brief gerichtet war, folgendes:

„Ich habe das an Sie von dem Hrn. Bischof von Comminges erlassene Schreiben gelesen. Gott soll mich bewahren, gegen ihn zu streiten. Ich achte ihn als meinen Lehrer, und vermöge

seines Charakters, seiner Würde, seiner Frömmigkeit, seiner Gelehrsamkeit und Weisheit, betrachte ich ihn als meinen Obern. Indessen muß ich Ihnen gestehen, daß ich mich nicht für überwunden halten kann. Denn (was ich nur Ihnen allein sagen will,) je mehr die Frau Aebtissin von N. sich durch ihre Gottseligkeit auszeichnet, desto mehr ist sie auch verbunden, das Beyspiel zu geben. Alles, was sie thut, kann sowohl im Guten als Bösen zur Nachfolge reizen, und so bald sie nach der Vorschrift des Arztes ihr Kloster verläßt, wird jede Nonne das nämliche thun können. Der h. Franz von Sales, einer der gemäßigsten und sanftesten unter allen Heiligen, verbietet den Nonnen von der Heimsuchung, ausdrücklich, um einer Krankheit willen, von welcher Art sie auch immer seyn möge, keinen Gesundbrunnen und kein Bad zu besuchen, weil sie mehr für Erhaltung ihrer Keuschheit, als ihrer Gesundheit sorgen müßten. Chantal's Mutter(*), die eine Heilige war, ließ eine Superiorin deßhalb absetzen, weil sie ein Bad besucht hatte, ob dieß gleich das einzige Mittel war, sie vom Tode zu retten, und die Aerzte es ihr angerathen, der Bischof auch die Erlaubniß

(*) la mère de Chantal, d. h. die Mutter v. Chantal, Frau v. Chantal

dazu ertheilt hatte. Kurz, die Heiligen haben sich mehr um das Heil der Seele als des Körpers bekümmert, und man kann wohl den nicht der Härte und Grausamkeit beschuldigen, der mehr darauf bedacht ist, die Menschen heilig zu machen, als ihr Leben zu erhalten. Glücklich sind die, welche sich in der Furcht des Herrn erhalten, und alle ihre Schritte bedenken. Ich versichere Sie: Um seine Unschuld zu erhalten, muß man glauben, daß man fähig sey, alles das Böse zu begehen, was man nicht thut."

Diese Grundsätze befolgte aber Rancé auch selbst. Gegen die Gicht und Nervenübel, woran er litt, und die überhaupt in la Trappe so gewöhnlich sind, würden mineralische Bäder ein wirksames Mittel gewesen seyn; aber er wollte sich dessen weder selbst bedienen, noch konnte er sich entschließen, seinen Mönchen zu erlauben, deßhalb das Kloster auf eine Zeitlang zu verlassen. Ein Paar Male schienen seine Krankheiten tödlich zu seyn, als er dennoch genas, betrübte er sich darüber. Ach! sagte er dann; meine Verbannung ist verlängert; ich war im Begriff, in den Hafen einzulaufen, nachdem ich den Schiffbruch so oft vermieden hatte. Jezt bin ich wie-

der auf das hohe stürmische Meer hinausgeworfen, wo der Untergang so schwer zu vermeiden ist. Als man ihm zu seiner Herstellung Glück wünschte, antwortete er: Wozu wünschen Sie mir Glück? Daß ich noch länger im Gefängnisse bleiben muß? und daß ich mit neuen Ketten belastet werde, statt daß meine alten Bande sich eben auflösen wollten?

Er starb, wie er gelebt hatte; nicht bloß voll Gleichgültigkeit und Verachtung gegen das Leben, sondern auch voll der größten Sehnsucht, mit Jesu Christo vereiniget zu seyn.

Den Beschluß des französischen Originals macht ein Anhang, der eine Sammlung von Rancé's Maximen und Gedanken enthält, die bis dahin noch nicht gedruckt worden waren. Es sind viele ganz gewöhnliche darunter, und mehrere, die ihm seine übertriebene Mönchsmoral nur eingeben konnte. Einige der vorzüglichsten mögen auch gegenwärtigen Auszug beschließen.

* * *

Ein zurück gezogenes Leben ist der rechte Weg zu einem ruhigen Tode. Um mit Liebe und

in froher Erwartung der unvergänglichen Dinge sterben zu können, muß man im Leben die vergänglichen verachtet und gehaßt haben.

Woran denken die Menschen? Alles in dieser Welt flieht schnell vorüber. In jedem Augenblicke können wir das verlieren, was uns das liebste ist. Dem ohnerachtet behandelt man die Ewigkeit, gleich der Zeit, und auf eine beklagenswürdige Weise nimmt, umgekehrt, die Zeit in unserm Herzen die Stelle ein, welche der Ewigkeit allein darin gebührte.

Die Welt ist ein großes Buch, das beständig aufgeschlagen vor uns liegt, und die Menschen dürften nur darin lesen, um große Wahrheiten darin zu finden; aber unglücklicher Weise macht man keine Anwendung davon, sondern hält die Begebenheiten für ein zufälliges Ohngefähr, nicht aber für Wirkungen der Vorsehung.

Auch die kleinsten Gemeinschaften schaden, und wenn man anders auf sich Acht giebt, und auf das, was man spricht, was man thut, was man sagt, aufmerksam ist, wird man immer Gründe genug finden, sich Vorwürfe zu machen.

Die Sünde hassen, ist zwar viel; aber mit diesem Abscheu muß man auch die Tugenden ver-

binden, welche das Gegentheil von unsern vormaligen Verirrungen sind; die Tugend besteht nicht bloß darin, das Böse zu fliehen, sondern das Gute zu thun.

Es ist zuweilen nützlich, etwas ungerechtes von Personen zu leiden, von denen man nur Beweise von Liebe zu erwarten berechtiget war. Ein Beweis, wie wenig man sich auf Menschen verlassen soll.

Die Dinge dieser Welt haben ein verführerisches Aeußeres, welches von weitem überrascht, allein in der Nähe, und wenn man ihren Genuß erlangt, gewähren sie nichts weniger, als das, was man von ihnen erwartete. Es ist eine Güte Gottes, alle vergängliche Güter so eingerichtet zu haben, daß keins darunter ist, dem nicht einige Bitterkeit beygemischt wäre.

So wie es nicht möglich ist, da seine Gesundheit vollkommen wieder zu erlangen, wo man wegen verdorbener Luft krank geworden ist, so giebt es auch Krankheiten des Herzens, die sich in der großen Welt, trotz aller angewandten Mühe, nicht heilen lassen. Die Welt ist ein Boden, auf dem sie so viel Nahrung finden, daß man ihnen nur unkräftig entgegen wirkt.

Das Traurigste ist, daß sowohl ihr Entstehen als ihr Fortgang unmerklich ist, und wir sie erst entdecken, wenn sie schon weit um sich gegriffen und große Verheerung angerichtet haben.

Nicht jeder ist verbunden, die Welt zu verlassen; aber sie nicht zu lieben, dazu sind alle Menschen verpflichtet, und die in den höchsten Ständen eben so gut, als die in den niedrigsten.

Zu Erhaltung des Lebens der Seele, ist das Gebet eben so nothwendig, als das Athemholen zu Erhaltung des Lebens des Leibes ist. Nur durch Gebet erhält sich der Christ auf dem Wege zu Gott, und macht weitere Fortschritte darauf.

So lange man keinen Gefallen an der Welt findet, hat man nichts zu fürchten, aber, wenn wir anfangen, mit ihr vertraut zu werden, und uns in ihr nichts mehr auffällt, dann wird sie uns gefährlich: dann ist es hohe Zeit, auf seiner Hut zu seyn.

Seinen Freunden sollte man nur Güter im Himmel wünschen, denn da die auf Erden sich nicht ohne Gefahr besitzen lassen, so kann man sie auch für Niemand ohne Furcht und Unruhe heischen.

Da Freuden und Leiden in dieser Welt so bald ein Ende nehmen, so verdienen die erstern nicht, daß man sich darnach sehne, und die letztern nicht, daß man sich vor ihnen fürchte.

Es ist zum Erstaunen, daß der Mensch *alles* mögliche für seine Gesundheit, und so wenig für seine Seligkeit thut; daß er beständig für die Erhaltung seines Leibes besorgt ist, und sich zu Rettung seiner Seele so wenige Gewalt anthun kann. Das heißt, nach Sinnlichkeit, nicht nach Verstand leben, und die Zeit, die *nichts ist*, der Ewigkeit, die alles ist, vorziehen.

Gelehrsamkeit ist für die Demuth eine Klippe; und die Eitelkeit, eine gewöhnliche Folge des Studierens, verwundet oft das Herz eines Gelehrten tödlich, ohne daß er seines Schadens inne wird.

* *
*

Manchen Lesern wird es angenehm seyn, wenn ich dieser Biographie noch einen kurzen Auszug der Reise eines Engländers, Herrn Fellowes, anhänge, so weit sie sich auf den jetzigen Zustand des Klosters la Trappe bezieht.

Die Reise geschah im Monat Junius 1817,

Hr. F. nahm seinen Weg von Paris über Versailles, Saint-Cyr, Pont Chartrain, la Queue, Houdon, Marolles, Dreux, Nonancourt, Tillieres, Verneuil, Saint Maurice und Solignié. In letztrer Stadt fand sich nur ein einziger Mann, der den Weg durch den Wald, nach der nicht sehr weit entlegenen Abtey la Trappe, kannte. Die Gegend war wild und öde. Man sah nur dann und wann eine erbärmliche Hütte, und hörte nichts, als das Geheul der Wölfe. Als der Wald ein Ende hatte, zeigten sich hin und wieder Ruinen einsamer Wohnungen. Der Weg ging über steinige, mit Heidekraut und wildem Thimian bewachsene Heide, und führte sodann in den Forst von Bellegarde. Man ward weder eines menschlichen Fußtritts, noch die Spur eines Thiers gewahr, sondern nur bisweilen eines Merkmals, das in einen Baum eingehauen war. Endlich gelangte Hr. F. auf den überhangenden Gipfel eines Hügels; sein Pferd am Zügel führend, stieg er auf einem steilen, im Zickzack sich windenden Pfade, in ein Thal hinab, worin drey, unter einander verbundene, Teiche liegen, die gleichsam einen Wassergraben um das Kloster bilden. Vermuthlich hat dieses seinen Namen

von dem verworrenen Zugange, und der Beschwerde des Auf- und Niedersteigens erhalten. Selbst jetzt noch, obgleich die Wälder seit der Revolution sehr gelichtet sind, ist es schwer, das Kloster zu finden.

Der Eichenwald, der sonst das Kloster unmittelbar umgab, ist jezt nieder gehauen. So bald man den noch stehenden Wald verlassen hat, stößt man auf ein hölzernes Kreuz mit folgender Inschrift:

C'est ici que la mort et la verité
Elèvent leurs flambeaux terribles:
C'est de cette demeure, au monde inaccessible,
Que l'on passe à l'éternité.

(Hier, hier schwingen der Tod und die Wahrheit ihre furchtbaren Fackeln. Aus diesem, der Welt unzugänglichen, Aufenthalte geht man in die Ewigkeit über.)

An der Pforte des äußeren Klosterhofes befindet sich die Statue des h. Bernhards, die aber von den Republikanern verstümmelt worden ist. Aus diesem Vorderhofe kömmt man in einen zweiten, wo sich die Scheunen, Ställe und andre Wirthschaftsgebäude befinden. Alle diese sind in der Revolution erhalten worden.

Hr. F. wurde am Eingange von einem Layenbruder auf den Knieen empfangen. Mit leiser Stimme sagte dieser: Die Mönche wären in der Vesper. Der Reisende übergab sein Empfehlungsschreiben an den Abt; dieser war aber, wegen Visitation eines Klosters weiblicher Trappisten, verreiset. Statt seiner, empfing ihn der Bruder Carl, der die Stelle eines Secretairs beym Abte vertrat; ein junger Mann von etwa 25 Jahren. Er bat Hrn. F., wenn sie durch das Kloster gingen, in Gegenwart der Mönche, oder, wo er ihn knieen sähe, weder mit ihm zu sprechen, noch ihn etwas zu fragen. Sie gingen in die Kapelle, und nach geendigtem Gottesdienste in den Speisesaal. Die Mönche stellten sich in zwey Reihen; den Kopf, in eine weite Kappe verhüllt, und nieder gebeugt, sangen sie ein Gebet, und setzten sich dann zu Tische. Während der Mahlzeit las einer von ihnen, stehend, Stellen aus der Bibel vor, die auf den Tod und die Kürze des menschlichen Lebens Bezug hatten. Ein andrer ging umher, und küßte in der Reihe herum jedem knieend die Füße; zuweilen warf er sich vor dem Bilde des Erlösers nieder. Ein dritter aß knieend, und blieb in dieser Stellung

die ganze Mahlzeit hindurch. Beide letztre hatten irgend etwas versehen, und büßten auf diese Art dafür.

Jeder Mönch hatte einen hölzernen Teller, einen Wasserkrug, und einen mit seinem Klosternamen bezeichneten Becher. Das Abendessen bestand aus zwey Unzen Brod in Wasser geweicht, etwas Salz und zwey rohen Mohrrüben, das Mittagsessen wechselt mit Kohl und anderm Gemüse ab; selten essen sie Käse; Fleisch, Fische, Eier und Butter niemals. Das Brod ist so grob wie möglich. Ihr einziges Getränk ist Wasser. Ueber der Thür des Refectoriums steht folgende Inschrift in lateinischer Sprache: Besser ist eine Mahlzeit von Kräutern, wo Liebe ist, als ein gemästeter Ochs und Haß dabey.

Ihr Bett besteht aus einem schmalen Brete, ohne Matratze und Küssen, bloß mit einer leichten Decke versehen. Bloß im großen Refectorium wird ein Feuer verstattet, dem sich aber die Mönche niemals nähern. Auf seiner kleinen Zelle hat jeder einen Menschenschädel und einige Erbauungsschriften.

Seit 1815 ist in der Nähe des Klosters ein kleines Wirthshaus erbauet worden, denn die

seit der Revolution übrig gebliebene Gebäude, sind kaum für die Bewohner selbst hinreichend. Die Zahl der Mönche hat sich seit Wiederherstellung des Klosters schnell wieder vermehrt. Mit Einschluß der Layenbrüder und Frères donnés, beträgt ihre Anzahl gegen Hundert. Die Novizen bestehen größten Theils aus Knaben. *)

---

*) Man muß sich in der That wundern, daß die französische Regierung gestattet, daß Kinder aufgenommen, und durch eine der menschlichen Natur, zumal in einem so zarten Alter, unangemessene Lebensart, verkrüppelt werden dürfen. Vor ihrer Rückkehr nach Frankreich hatten die Trappisten sich im Münsterschen niedergelassen, nachdem sie aus der Schweiz waren vertrieben worden. Ein begüterter Münsterscher Edelmann nahm sie auf, und die Mönche wanderten im Lande herum, um armen Eltern ihre Söhne abzuschwatzen. Eine meiner Freundinnen machte zufällig die Bekanntschaft des Superiors, der drey Kinder, von 13, 10 und 8 Jahren bey sich hatte, die von Kopf bis zu Fuß, wie Mönche, schwarz gekleidet waren. Meine Freundin fragte den jüngsten Knaben: Wie alt er sey? Statt seiner aber antwortete der Superior: Die Kinder dürften nicht sprechen. Dieß veranlaßte folgende, mir wörtlich französisch mitgetheilte Unterredung, die ich deutsch hieher setze, damit sie allen Lesern verständlich sey.

Frau v. C. Warum denn nicht?

Der Superior. Weil es ihnen verboten ist.

Die Mönche sind ganz dunkelbraun, die andern weiß gekleidet, doch tragen sie ebenfalls einen

---

Fr. v. E. Aber wenn die Kinder unter sich sind, ist ihnen doch wohl das Reden erlaubt?

Der Sup. Niemals, gnädige Frau.

Fr. v. E. Aber wie fangen Sie es an, um dieß zu verhüten?

Der Sup. Es ist immer jemand bey ihnen, der sie daran hindert.

Fr. v. E. Das finde ich doch sehr hart! ich denke, Gott hat ihnen die Sprache gegeben, damit sie sich aufheitern und einander ihre Ideen mittheilen sollen.

Der Sup. Gnädige Frau! Sie betrachten die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunkte. Die Kinder lernen beten, und auf die an sie beym Unterrichte gethane Fragen antworten.

Fr. v. E. Ach! das heißt nicht seiner Jugend genießen, und Gott hat doch erlaubt, sich dieser zu freuen. Womit werden denn die Kinder beschäftiget?

Der Sup. Mit Beten und mit Erlernung eines Handwerks.

Fr. v. E. Und wenn sie dieß gelernt haben, lassen Sie sie alsdann gehen, wohin sie wollen?

Der Sup. Nicht vor dem ein und zwanzigsten Jahre.

Fr. v. E. Allein, wenn sie selbst, oder ihre Eltern es früher wünschen?

Der Sup. Sie selbst werden diesen Wunsch nie äußern, und ihre Eltern bekommen sie vor dem ein und zwanzigsten Jahre nicht wieder zu sehen.

Fr. v. E. Wie? Niemals?

braunen Mantel und eine Kappe von dieser Farbe. Durch letztre wird ihr Gesicht so verhüllt,

---

Der Sup. (Mit Empfindlichkeit in seiner Miene) Dieß würde die Kinder nur zerstreuen, die bloß erzogen werden, die Religion auszuüben, sich der Tugend und einem Handwerke zu widmen.

Fr. v. E. Wozu denn das letztre?

Der Sup. Zum Besten des Ordens, damit sie, wenn sie in diesem bleiben, die Schuld für die ihnen gegebene Erziehung dadurch abtragen können.

Fr. v. E. Ah so! — Aber verzeihen Sie; ich glaube, daß es eigentlich keine Tugend giebt, die nicht den Versuchungen der Welt ausgesetzt gewesen ist. Auch scheint es mir eine Art von Sclaverey, die Kinder zum Dienste des Klosters so lange zu behalten.

Die Wirthin vom Hause machte der Unterredung, die sie in Verlegenheit setzte, dadurch ein Ende, daß sie dem Superior ein bedeutendes Geschenk gab, worauf er dieser dankte, aber einen geringen Blick auf die Ketzerin warf, und sich empfahl.

Der Preuß. Staatsminister Frhr. v. Stein, damaliger Ober-Präsident in den Westphälischen Provinzen, ließ das Kloster der Trappisten öffnen, ihnen die Kinder nehmen, und diese ihren Eltern wieder zustellen.

Im Paderbornschen war ein weibliches Trappisten-Kloster angelegt, auch in dieses Kinder aufgenommen, und noch härter behandelt worden. Allein auf Betrieb der Generalin v. York ward es noch früher aufgehoben, als das im Münsterschen. A. d. H.

daß man es nur zufällig und kaum auf einen Augenblick zu sehen bekömmt. Da sie überdieß ein beständiges Stillschweigen beobachten, so wird es hierdurch erklärlich, wie zwey Bekannte lange zusammen in diesem Kloster wohnen können, ohne etwas von einander zu wissen.

Als das Kloster aufgehoben wurde, belief sich die Zahl der Mönche gegen Hundert, der Layenbrüder auf 69, und der Frères donnés auf 56.

Im Speisesaale hängt eine Tafel, mit der Ueberschrift: Table pour l'Office. — Die gottesdienstlichen Verrichtungen und Arbeiten für die Woche, als Hr. F. das Kloster besuchte, waren folgende: Dimanche: 12 Leçons et Communion. — Lundi: 3 Leçons. — Mardi: 12 Leçons, à jeun, Travail. — Mercredi: 12 Leçons. — Jeudi: 3 Leçons. — Vendredi: 12 Leçons, à jeun, Travail. — Samedi: 12 Leçons, à jeun, Travail.

Nach Bruder Carls Versicherung, hat der jetzige Abt, Dom Augustin, noch härtere Einrichtungen gemacht, als vormals statt fanden. Nicht genug, daß die Mönche nicht mit einander sprechen dürfen, ist es jezt schon strafbar, wenn sie auch nur schweigend bey einander stehen bleiben.

An großen Festtagen stehen sie um Mitternacht, sonst aber drey Viertel auf zwey auf, gehen um zwey Uhr in die Kirche, wo der Gottesdienst bis sieben dauert. Alsdann arbeiten sie im Freien, die Witterung mag seyn wie sie wolle. Kurz vor eilf Uhr gehen sie wieder in die Kirche, und um eilf zum Essen. Von Ein Viertel auf zwölf, bis zwölf Uhr lesen sie, und legen sich dann nieder, um eine Stunde zu ruhen. Hierauf arbeiten sie im Garten bis um 3 Uhr, lesen drey Viertelstunden, wenden eine Viertelstunde zur Vorbereitung auf die Vesper an, die von vier bis sechs dauert, versammeln sich um sieben in der Kirche, und gehen um acht Uhr zur Ruhe.

Man zeigte Hrn. F. ein wohl ausgeführtes Bild des Abts Rancé, welches der Arzt des Klosters, bey dessen Zerstörung während der Revolution, auf die Seite gebracht und erhalten hatte. Der Arzt blieb im Kloster, und ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Wären die Mönche ebenfalls geblieben, so hätten sie vielleicht ihr Kloster erhalten; denn daß sie keine Kapitale gesammelt hatten, und sich um Politik nicht bekümmerten, war bekannt. Rancé liegt in der Mitte des Kirchhofs begraben; wenige Steine

bezeichnen sein Grab, das mit frommer Verehrung und Sorgfalt von Unkraut rein erhalten wird. Sein Monument, worauf er in rührender Stellung abgebildet war, ist bey Zerstörung der alten Kirche, die jezt eine völlige Ruine ist, weggebracht. Wohin? dieß sagt Hr. F. nicht.

Von Rancé selbst giebt er noch einige Nachrichten, die aus der im Jahre 1667 erschienenen Erzählung des Dom Claude Caulot genommen sind, die ich eben so wenig, als Schimmelpennink's Uebersetzung kenne. Was Hr. F. daraus mittheilt, ist alles viel umständlicher in der vorstehenden Biographie enthalten.

Ein weitläuftigerer Auszug aus Hrn. F's. Reise befindet sich im 12ten Hefte der Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. (Jena, 1818.)

Ende des zweiten und letzten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berlin, gedruckt bey G. Hayn.

Im Verlage des Buchhändlers Friedrich Maurer zu Berlin, an der Spittelbrücke No. 17. sind auch folgende interessante Schriften erschienen und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Die beiden Hofräthe, oder die wunderbare Fügung des Schicksals. Ein komischer Roman. Von K. Stein. 8 Berl. 1818 auf Schreibpap. mit einem Titelkupfer. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses treffliche Gemälde aus dem menschlichen Leben, das in der That eine wunderbare Fügung des Schicksals aufstellt, gehört zu den vorzüglichsten des beliebten Verfassers, und ist theils durch die spannenden Begebenheiten und Lagen der handelnden Personen, theils durch das Komische der vorkommenden Auftritte und den lebhaften Humor in der Darstellung, eine sehr unterhaltende Lectüre für jeden Leser. Besonders machen die eingestreueten Bemerkungen über das große und kleine gesellschaftliche Leben dies Buch sehr anziehend, das nicht nur in Leihbibliotheken, sondern auch in Privatbibliotheken aufgestellt und in Familienkreisen gelesen werden darf, indem es durchaus nicht über die Grenzen des Anständigen, Zarten und Sittlichen hinaus schweift, und daher selbst von der Jugend gelesen werden kann, in sofern Romane überhaupt als Lectüre für die Jugend gelten sollen.

General Moreau. Abriß einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge. Von K. Jochmus. Mit dem Bildnisse des Helden. 8. 1814. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Lebensgeschichte dieses höchstmerkwürdigen Mannes greift zu sehr ein in die Revolutionsgeschichte Frankreichs und in die darauf gefolgten Kriegs- und Weltbegebenheiten, an denen der unvergeßliche General Moreau einen so großen Antheil genommen hat, als daß dieser vom Hrn. Hofr. Jochmus mit großer Genauigkeit in einem blühenden Vortrage ausgearbeitete Abriß u. s. w. nicht auch für die spätesten Nachkommen einen bleibenden Werth haben sollte. Zumal demselben alle zur Erläuterung der darinnen vorkommenden Streitpunkte Moreau's mit seinem neidischen Gegner, dem Franz. Usurpator, dienenden Actenstücke beygefügt sind.

Reise der russisch-kaiserl. Flott-Officiere Chwostow und Dawydow, von St. Petersburg durch Sibirien nach Amerika und zurück, in den Jahren 1802, 1803 und 1804. Beschrieben von Dawydow, und aus dem Russischen übersetzt von Dr. Carl Joh. Schultz. 8. 1816. 1 Thlr.

Diese äußerst interessante und gefährliche Reise ist vom Vice-Admiral Schischkow mit einer Vorrede begleitet, in welcher die besondern merkwürdigen Lebensumstände der beiden Reisenden, ihre Veranlassung zu dieser Reise, deren endliche Rückkehr nach überstandenen Gefahren und Leiden, ihre Charakterschilderung, ihre nachherigen Kriegs-Unfälle und dann, nach Beendigung des Feldzuges, ihren gemeinschaftlichen traurigen Tod, den sie des Nachts bey einer Brücke auf Wassily-Ostrow — in der Newa fanden und in den Wellen begraben wurden, mitgetheilt worden. Kein Leser wird hierbei ungerührt bleiben und jeder gewiß das traurige und sonderbare Lebens-Ende dieser muthigen, hoffnungsvollen Jünglinge beklagen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von, 1748-1828

Leben des Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé, Abt's und Reformators des Klosters la Trappe ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde

Bd.: 2

Berlin]1820]

Biogr. 942 ub-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066053-1